



# Wer bist du?

Foto: Samuel Nacar/SOPA Images/LightRocket/Getty Images

Die Herkunft ist das große Thema der Romane, die Identität der zentrale Hintergrund und Aufreger in den Debatten: Hier sind sie, die interessantesten Neuerscheinungen in den Frühjahrsprogrammen der deutschen Verlage

## Neue Bücher von

Barbara Honigmann, Saša Stanišić, Philippe Lançon, Katharina Mevissen, Sarah Kuttner,, Christoph Buchwald und Mirko Bonné, Marion Brasch, Barbara Zeman, Dietmar Sous, Priya Basil, Hannah Fry, Michel Serres, Sophie Wenerscheid, Ferda Ataman, Luis Alegre, Felwine Sarr, Harald Jähner, Kate Manne, Florian Mühlfried und Siri Hustvedt



© Sven Götlich

## Eine packende wahre Familiengeschichte

Auf der Suche nach der Vergangenheit seiner Familie, die in den 30er-Jahren in alle Winde verstreut wurde, macht sich Maxim Leo auf nach England, Israel und Frankreich. Er trifft die Nachkommen seiner verschwundenen Familie und stößt auf unglaubliche Lebensgeschichten.

»Ein Gewinn«  
*taz*

»Eine wunderbare, erschütternde, großartige Familiengeschichte«  
*Sächsische Zeitung*



**MAXIM LEO**

**SPIEGEL Bestseller**

*Wo wir zu Hause sind*

Die Geschichte meiner verschwundenen Familie

Kiepenheuer & Witsch

Gebunden € (D) 22,-  
Verfügbar auch als E-Book  
[www.kiwi-verlag.de](http://www.kiwi-verlag.de)

**Kiepenheuer & Witsch**



editorial

Wer bist du?  
Wer bin ich?

Die interessantesten Bücher  
schildern die Schwierigkeiten, mit  
Herkunft und Identität umzugehen

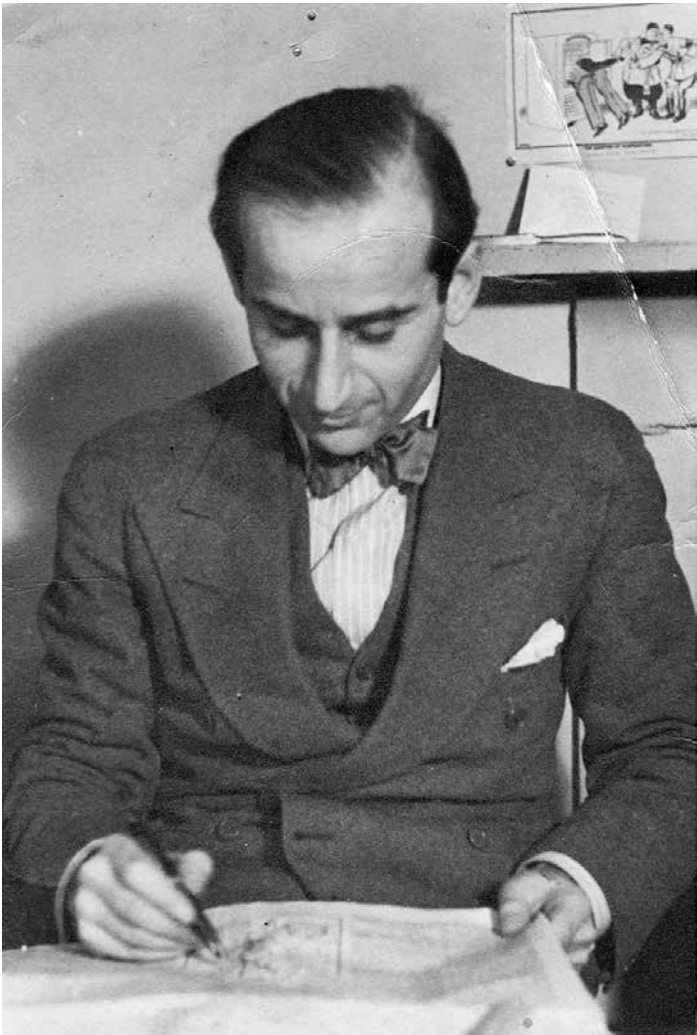
Wer bist du? Diese Frage lässt sich im Fall des jungen Mannes, der uns von der ersten Seite dieser Beilage so offen entgegenblickt, konkret beantworten. Der Mann heißt Ahmed Almefalany, und er stammt aus Syrien. Vor dem Krieg dort flüchtete er mit seiner Familie. Über Tripolis und Zawiya gelangte er über das Mittelmeer nach Europa. Seine Foto wurde von der spanischen NGO Proactiva Open Arms verarbeitet, nachdem sie 378 Flüchtende aus dem Mittelmeer gerettet hat, 20 Meilen von der libyschen Küste entfernt. Es zeigt eins der Gesichter, die einem im Zuge der gegenwärtigen Fluchts- und Migrationsbewegungen in den Medien erst entgegengespielt werden, während die konkreten Personen dahinter weiter ihr Schicksal zu meistern versuchen.

Wer bist du – es gibt in Deutschland und Europa (wieder) viele Bestrebungen, diese Frage direkt an Herkunft, Hautfarbe, Geschlecht und Kultur zu koppeln, während viele Neuerscheinungen im literarischen Feld sich eher an die Offenheit im Blick des Mannes auf unserer ersten Seite halten, vorschnelle sowie von vornherein einordnende Antworten vermeiden und überhaupt eher die Schwierigkeiten, mit dieser Frage umzugehen, beschreiben. Der Schriftsteller Saša Stanišić etwa betreibt die Suche nach seiner Herkunft als vielschichtigen Prozess des Erzählens (*S. 3 dieser Beilage*), der französische Autor Philippe Lançon berichtet davon, wie er, der den Anschlag auf *Charlie Hebdo* schwer verletzt überlebte, sich im Schreiben erst allmählich wieder ein Gefühl für eine Kontinuität in seinem Leben erarbeiten musste (*S. 4*). Herausgekommen sind zwei der interessantesten literarischen Bücher dieses Frühjahrprogramms.

Wer bist du – auch bei der Sachbüchern spielt diese Frage eine große Rolle. Wie schnell man auf dem Holzweg landen kann, wenn man sich anmaßt, sie für viele Menschen gleichzeitig beantworten zu können, zeigt die aktuelle Studie von Felwine Sarr. Unbescheiden beansprucht er, stellvertretend für über 50 Nationen auf dem afrikanischen Kontinent zu sprechen: „Der afrikanische Mensch spürt, dass man ihn mit Haut und Haar unvermittelt in eine Weltordnung gestürzt hat“ (*S. 9*). „Der“ afrikanische Mensch – wer soll das sein? Die Philosophin Kate Manne untersucht dagegen die Rahmenbedingungen des Frauenhas- ses (*S. 11*). Konkrete Personen sind, vielleicht ist das ein roter Faden dieser Beilage, immer mehr und anderes als ihr Geschlecht oder ihre Herkunft. (*drk*)

Impressum  
**Redaktion:** Dirk Knipphals, Tania Martini  
**Layout:** Bernd Cornely  
**Foto-Red.:** Elke Seeger  
**Anzeigen:** Tina Neuenhofen  
**taz.die tageszeitung** taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Friedrichstraße 21 | 10969 Berlin  
**V.i.S.d.P.:** Georg Löwisch

Viel verstrickt  
in amouröse  
und berufliche  
Verwicklungen:  
Georg  
Honigmann  
Foto: Barbara  
Honigmann



Bewegtes  
Leben

Kommunismus, Exil, Schoah, DDR, vier Ehen.  
Über ihren Vater hat die Schriftstellerin  
Barbara Honigmann ein erstaunlich  
zugewandtes Buch geschrieben: „Georg“

Von Hanna Engelmeier



Barbara  
Honigmann:  
„Georg“.  
Hanser,  
München 2019,  
160 Seiten,  
18 Euro

An einem Samstag- nachmittag in den frühen sechziger Jahren sitzt Barbara Honigmann, damals ein Teenager, mit ihrem Vater in dessen Berliner Wohnung herum. Der Vater wartet auf einen Anruf, der ihn über die Geburt seiner zweiten Tochter benachrichtigen soll. Als es schließlich so weit ist, nötigt er seine erste Tochter, mit ins Krankenhaus zu fahren und ihre Schwester kennenzulernen, was sie so gut wie möglich zu verweigern versucht, sie hat nichts mit der neuen Frau ihres Vaters und de-

ren Baby am Hut, das wie sie als zweiten Vornamen den der geliebten Großmutter ihres Vaters erhält. Es ist eine unschöne Szene, in der der Vater so viele verschiedene Gesten von seiner Tochter verlangt, solche des Interesses, der Zuneigung und letztlich auch Solidarität mit ihm. Honigmann wäre an dem Tag lieber zu einem Konzert der Coverband Team 4 gegangen, um sich Beatsongs anzuhören.

Ohnehin hätte sie vielleicht einiges in ihrem Leben lieber getan, denn Dauerdienst als Zeugin der vielen Ehen, Liebschaften und beruflichen Verwicklungen ihres Vaters Georg zu leisten. Falls dem so ist, merkt man das den Erinnerungen an

ihren Vater nicht an. „Georg“ ist ein ganz erstaunlich zugewandtes Buch, das sich in großer Dezenz den vielen Stationen im Leben von Honigmanns Vater widmet, ohne dass sie dabei ihre eigene Perspektive, die des genervten Teenagers, des noch unverständigen Kindes und später der eigenständigen Erwachsenen aus den Augen verliert.

Honigmann hat in „Ein Kapitel aus meinem Leben“ (2004) bereits über ihr Zusammenleben mit ihrer Mutter Litzy geschrieben, die Georg in den 1930er Jahren vom Kommunismus als der richtigen Weltanschauung überzeugte. Nun fügt sie ihrer Herkunftsgeschichte einen weiteren Teil hinzu. Beide Eltern waren nicht nur politisch engagierte Personen, sondern auch ansonsten ständig in Bewegung. Der 1903 geborene Georg war in seinem Leben nicht nur Korrespondent für die *Vossische Zeitung* in London, sondern ab 1949 Chefredakteur der *BZ am Abend*, Leiter des Kabarettts „Distel“ in Ostberlin, Autor ungezählter Feuilletons und wenig gelesener Sachbücher (zum Beispiel über den Medienunternehmer Hearst) – unter anderem. Als Jude wurde er im Zweiten Weltkrieg von den Briten einige Wochen in Kanada interniert, während dieser Zeit lernte er viele weitere überzeugte Kommunisten kennen, die ihn in seiner politischen Einstellung bestärkten, in der DDR wurde er selbstverständlich Mitglied der SED.

Honigmann baut ihre Erzählung aus verschiedenen Materialien zusammen. Dazu gehören Akten des britischen Geheimdienstes MI5, der Georg bespitzelte, Informationen, die sie aus Gesprächen mit seinen vier Ehefrauen bezieht, vor allem aber verlässt sie sich auf ihre Erinnerungen und erlaubt ihrem Text, sich ganz auf deren assoziativen Charakter, ihre Brüche und Sprünge zu verlassen. Ohne viel Aufhebens ist „Georg“ damit auch eine Studie darüber, was es überhaupt heißt, sich schreibend an Verstorbene anzunähern: „Die Erinnerungen, die ich an ihn habe und in denen er mit mir weiterlebt, stammen aus einer anderen, viel späteren Zeit, als er schon fünfzig Jahre alt und dann immer älter war. Aber auch die Erzählungen, die Sagen seines Lebens, über die ich in Wahrheit natürlich gar nichts weiß, haben sich in meine Erinnerungen an ihn verwoben.“

Die einzige Intimität, die das Buch anbietet, ist diejenige, die Honigmann mit ihren Erinnerungen unterhält. „Georg“ handelt nicht von der Beziehung

zu ihrem Vater und hält sich nicht mit der Schilderung ihrer Gefühle füreinander auf. Das Buch handelt vielmehr von ihrem Zusammenleben und dem Leben, das er ihren Erkenntnissen nach führte, bevor er im Alter von 46 Jahren überhaupt ihr Vater wurde. Ihre Erinnerungen begleiten ihn auch in der Zeit, nachdem Georg und ihre Mutter sich trennten. Eine junge Schauspielerin um die 30 tritt in sein Leben, „Mein Vater heiratete immer dreißigjährige Frauen. Er wurde älter, aber die Frauen blieben immer um die dreißig“, die später in der DDR große Erfolge feierte, unter anderem durch ihre Zusammenarbeit mit Hanns Eisler. Gisela May tritt in diesem Buch immer nur als Gisela auf, die zu dem Kind Barbara Honigmann ein sehr freundliches Verhältnis gehabt zu haben scheint. Der Blick auf das Intellektuellen- und Künstlermilieu der DDR, mit dem Honigmann durch ihre Eltern in Kontakt kam, bleibt der eines Kindes, vor dem immer wieder Türen geschlossen werden, wenn es interessant wird, und das sich selbst einen Reim darauf macht, warum wer wann aus ihrem Leben verschwindet.

Nie sprach er  
darüber, was mit  
jenen geschah,  
denen nicht der  
Weg ins Exil  
offenstand

Dabei wird von ihrem Vater aber auch einiges beschwiegen. Niemals habe er darüber gesprochen, was mit all jenen Verwandten geschehen ist, die weniger kosmopolitisch als er lebten und denen während der Schoah nicht der Weg ins Exil offenstand. Dass sie ermordet wurden, deutet Honigmann an. Der Vater unterließ selbst dies und gab der Zehnjährigen lediglich ein Theaterstück zu lesen, in dem er diesen Teil seiner Biografie verarbeitete. Der Tochter gelang das zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

Nur an wenigen Stellen schreibt Honigmann über ihren Vater, der von ihnen beiden immer als „wir Männer“ sprach, anders als „Georg“. Nachdem sie so lange als Zeugin seinem romanhaften Leben beige- wohnt hat, wird er bei ihr nun zu einer Figur, die in der dritten Person auftaucht. Die Erzählerin ist sie, Barbara Honigmann sagt „ich“.

Anzeige



Foto: Maurice Haaz/ © Diogenes Verlag

Der neue Roman von  
Daniela Krien  
*Die Liebe im Ernstfall*

Fünf Frauen versuchen das Unmögliche: Lieben, stark sein – und sich treu bleiben. Als Jugendliche erlebten sie den Fall der Mauer, und wo vorher Grenzen waren, ist nun die Freiheit. Doch Freiheit, müssen sie erkennen, ist nur eine andere Form von Zwang: der Zwang zu wählen. Kunstvoll verwoben und tief berührend.

LESEREISE 21. – 23. März 2019, Buchmesse Leipzig 29. März 2019, München  
24. März 2019, Köln, Lit.COLOGNE 21. Mai 2019, Berlin  
28. März 2019, Regensburg 23. Mai 2019, Hamburg

Weitere Termine, XXL-Leseprobe und Gewinnspiel auf:  
diogenes.ch/danielakrien

Diogenes



288 Seiten, Leinen, auch als eBook und Hörbuch



# Der Festlegung entgehen

Saša Stanišić lässt sich von all den falschen Heimatdiskursen nicht abhalten, erzählt von seiner Fluchtgeschichte und setzt seiner Großmutter ein Denkmal: „Herkunft“

Von Dirk Knipphals

Nun gut. Dass man von außen auf eine eindeutige Identität und Herkunft reduziert und festgelegt werden kann, ist ganz bestimmt eine verstörende Erfahrung. Aber wie davon erzählen?

In einer Szene, in der Saša Stanišić diese Erfahrung aufblitzen lässt, wird er, der Erzähler, der sonst alle Register zu ziehen weiß, ganz kurzatmig und ungewohnt uneloquent. Die Szene geht so: Jemand kommt ins Klassenzimmer, mit einem Blatt Papier in der Hand, auf dem drei Spalten vorbereitet sind: Moslem, Serbe, Kroat. Es sind die frühen neunziger Jahre in Bosnien. Alle sollen sich eintragen. Zuerst zögern die Schüler, dann schreiben die ersten ihren Namen in die jeweiligen Spalten.

Dann macht jemand eine vierte Spalte auf: „Weiß nicht“. Jemand anders setzt noch eine fünfte Spalte hinzu: „Jugoslawe“. Streift in der Klasse, Schubereien. Einer fügt eine sechste Spalte an: „Fickt euch alle.“ Doch alle Zögerlichkeit und alle Abwehr helfen nicht: Die Maschinerie der Festlegungen läuft längst. Der Erzähler beendet die Szene mit einem sachlichen Kommentar: „Moslems wurde ein paar Monate später in manchen Städten befohlen, ein weißes Tuch am Ärmel zu tragen.“

„Herkunft“ heißt dieses Buch, und das klingt zunächst wenig originell. Aber davon sollte man sich nicht abhalten lassen, es zu lesen. In dieser Szene – so etwas wie die noch unschuldige Version einer Urzene, die sich später an vielen Fronten Exjugoslawiens mit Waffengewalt wiederholen wird – hat der Schriftsteller Saša Stanišić gleich zwei Heimaten verloren: Višegrad, die Kleinstadt an der Drina, in der er 1978 geboren wurde, und Jugoslawien, den Vielvölkerstaat, der sich eben nicht auf nationale, religiöse oder kulturelle Identitäten berief und zerfiel.

Zugleich lässt sich die Szene in diesem auf vielen Ebenen operierenden Buch auch als aktueller Kommentar zur Lage in Deutschland und Europa verstehen. Schon bald darauf muss Stanišić, zusammen mit seinen areligiösen Eltern als Moslems markiert, nach Deutschland fliehen. Er kommt nach Heidelberg, hat viel Glück, zieht später nach Hamburg, wo er heute mit seiner Familie lebt und Kirschbäume sieht, die ihn an die Kirschbäume seiner Jugend erinnern, schreibt großartige Romane vor dem Hintergrund des Krieges in Exjugoslawien („Wie der Soldat das Grammophon repariert“) und auch über das Leben in der Uckermark („Vor dem Fest“), also ohne sich auf eine Herkunft reduzieren lassen zu wollen – und denkt jetzt eben doch über seine Herkunft nach, und zwar „in einer Zeit, in der Abstammung und Geburtsort wieder als Unterscheidungsmerkmale dienen [...]“. In einer Zeit, als Ausgrenzung programmatisch und wieder wählbar wurde.“

Die Spalten und die Listen, sie sind zumindest in vielen Köpfen wieder da. Und man kann dieses Buch nun so lesen, dass Saša Stanišić neben den kurzen Spalten noch eine weitere, allerdings ganz lange und im Grunde nie zu füllende Spalte gesetzt hat: die, in der man wirklich von seiner Herkunft erzählt, mit allen Ambivalenzen und allen vielfältigen Kreisen der Zugehörigkeit und der Ablösung.

Das Buch ist großartig, eins von der Sorte, die man nicht nur lesen, sondern eigentlich adoptieren möchte. Zwischen Višegrad und Jugoslawien, Heidelberg und Hamburg springt der Erzähler mehrfach hin und her. Für Jugoslawien steht der Fußball: Wie die multiethnische Mannschaft von Roter Stern Belgrad sich Anfang der neunziger Jahre gegen Bayern München behauptete. Das schildert Stanišić fast wehmütig. Als er als Jugendlicher in einer anderen Szene den Staffelfußball der Jugend halten muss, der als sozialistisches Ritual durch ganz Jugoslawien getragen wurde, kommen aber auch Ironie und Witz zum Zug.

In den Episoden rund um Višegrad geht es dagegen um die konkreten Dinge und Menschen. Saša Stanišić besucht seine Großmutter, die noch an seinem Geburtsort lebt und, dement werdend, ihre Erinnerungen verliert. Er besucht den Friedhof von Oskoruša, auf dem Vorfahren von ihm liegen, beschreibt den Alltag und den Werdgang der Menschen.

Der Nostalgieverdacht ist oft nicht weit beim Nachdenken über solche Bücher, in denen der Erzähler an den Ort seiner Kindheit zurückkehrt. Bei Saša Stanišić geht es aber nicht um Rückkehr, eher um ein Abschiednehmen, in dem Szenen und Details der Vergangenheit erst hell aufleuchten. Die Drina, die Wälder, die Gesten der Menschen, die Gestalt der Großmutter, der Stanišić mit diesem Buch auch eine Art Denkmal setzt: Das alles lässt die Erzählung aufleben.

Ein unschuldiger Blick zurück ist das keineswegs. Einmal resümiert der Erzähler: „Unbeschwert ist an Višegrad für mich kaum ein Ort

mehr. Kaum eine Erinnerung nur persönlich. Kaum eine kommt ohne Nachtrag, ohne eine Fußnote von Tötungen und Opfern und Gräueltaten, die sich dort abgespielt haben.“

In den Heidelberg-Abschnitten ändert sich der Ton. Saša Stanišić hat wirklich unglaubliches Glück und weiß das auch. Er kommt an die richtige Schule, hat engagierte Lehrer und darf schließlich – während seine Eltern Deutschland verlassen müssen und in die USA weiterziehen – auch bleiben. Stanišić erzählt von der Aral-Tankstelle, die für seine Clique zum Treffpunkt wurde, vom Heidelberger Schloss und dem Strampeln seiner Eltern, sich in ihrer neuen Lage zurechtzufinden, dazwischen hört man schiere Verwunderung heraus: „In Bosnien hat es geschossen am 24. August 1992, in Heidelberg hat es geregnet. [...] Jedes Zuhause ist ein zufälliges. [...] Glück hat, wer den Zufall beeinflussen kann.“

Saša Stanišić beschreibt also eine gelingende Integrationsgeschichte und ihre Unwahrscheinlichkeit gleich mit. An vielen Stellen hört man dünnes Eis bedroh-

lich knacken. Da ist mehrfach die Wendung von einer „drohenden Abschiebung“. Da ist der Gedanke: „Müssten wir jetzt fliehen, wären also die Zustände an den Grenzen 1992 so restriktiv gewesen wie an den EU-Außengrenzen heute, würden wir Heidelberg nie erreichen. Die Reise wäre vor einem ungarischen Stacheldrahtzaun zu Ende.“ Der Glutkern des Buches aber, das, was Saša Stanišić den vereinheitlichenden Listen entgegenhält, ist der Wille, sich auch von all den falschen Heimat- und Herkunfts-Diskursen nicht davon abhalten zu lassen, seiner Herkunft nachzuforschen und sie sich erzählend anzueignen, so vorläufig und tastend das auch nur gehen mag. Saša Stanišić will wirklich von seiner Großmutter und von sich erzählen.

Jede Herkunft, kann man in dem Buch erfahren, ist speziell. Jede Geschichte, sobald man sie erst genauer ansieht, wird kompliziert und damit erst interessant. Auch das ist etwas, was Menschen, die an die Einheitlichkeit von Kulturen und Heimaten glauben, nie verstehen werden.

Kirschbäume findet der Erzähler in Hamburg und in Višegrad. Beides ist Herkunft  
Foto: Christian O. Bruch/laif



Saša Stanišić: „Herkunft“. Luchterhand, München 2019, 360 S., 22 Euro

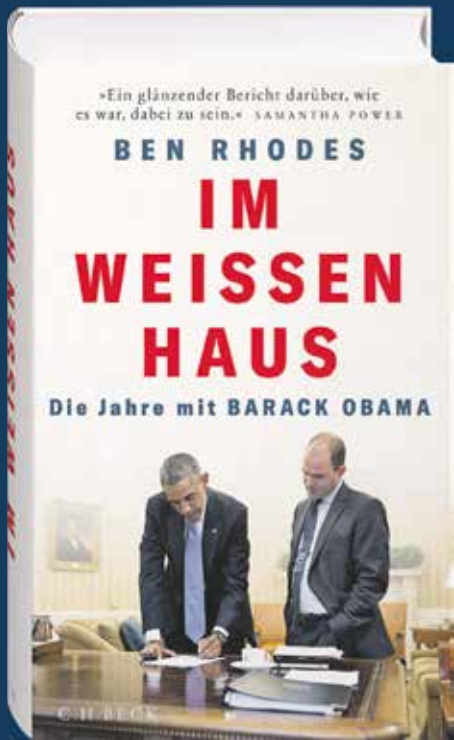
Anzeige

«Kaum ein anderer kann die Welt so gut mit meinen Augen sehen wie Ben.»

BARACK OBAMA

«Ein persönlicher, teils nachdenklicher, teils humorvoller Blick hinter die Kulissen der Weltpolitik – und eine fast intime Nahbetrachtung von Obama.»

TAGESSPIEGEL



576 Seiten mit 15 Abbildungen. Gebunden € 26,- ISBN 978-3-406-73507-3

C.H.BECK  
WWW.CHBECK.DE





„Wenn ich heute ein Foto von mir sehe, das vor dem Anschlag gemacht wurde, dann bin ich das nicht mehr.“  
Philippe Lançon Ende 2018 in Paris  
Foto: Christophe Archambault/afp

## Das Gesicht eines Überlebenden

Um die Kontinuität seines Lebens zu wahren, schrieb Philippe Lançon nach dem Anschlag auf „Charlie Hebdo“ dieses bewegende Buch

Von Jan Jekal

Mit dem Label „Selbsthilfebuch“ ist Philippe Lançon nicht einverstanden. Aus guten Gründen: Selbsthilfebücher lassen an Plattitüden und Binsenweisheiten denken, an Hauptsatzreihen und Stilblüten. „Ich kann diese Art Buch nicht lesen“, sagt er im Gespräch. „Ich hab’s versucht.“

Als er schwerverletzt im Krankenhaus lag, über Monate und Monate, brachte ihm seine amerikanische Freundin inspirierende Autobiografien mit, von Leuten, die Haiangriffe überlebt haben zum Beispiel. „Musterüberlebende im prophetischen Auferstehungszustand“, nennt er sie spöttisch in seinem eigenen Überlebensbericht „Der Fetzen“. Die lebensverändernde Katastrophe deuten sie rückwirkend zur lebensintensivierenden Prüfung um. So ein Buch wollte Lançon nicht schreiben.

Die drei Autoren, die in „Der Fetzen“ immer wieder auftauchen, sind Kafka, Thomas Mann und Proust. An ihnen – und vor allem an Letzterem – hat Lançon sich stilistisch orientiert; Schreiben als Erkundung des Halbdunkels zwischen Wachen und Träumen, Bewusstsein und Unbewusstem, Erinnerung und Tatsachen. Keine einfache Auflösung, keine lineare Entwicklung von der Stunde null der Katastrophe zum lebensbejahenden Endpunkt der Genesung.

Und doch hat Lançon auch ein Selbsthilfebuch geschrieben. Zumindest wird es von vielen Lesern so rezipiert. Er bekomme Unmengen an Briefen, erzählt er, seit das Buch letzten April in Frankreich erschienen ist. Leserinnen, die seine Leidensgeschichte zu ihrer eigenen gemacht haben, schreiben ihm, wie sehr sein Buch ihnen dabei helfe, den Schock der Anschläge zu ver-

arbeiten. Trotz der Tragödie, die dem Buch zugrunde liegt, ist allein seine Existenz ein Trost: Denn Lançon ist ein Überlebender, der ein Buch über das Überleben geschrieben hat. Über seine lange, qualvolle Rehabilitation – oder eher: Rekonstruktion –, über den Versuch, an das Leben anzuschließen, das er vorher geführt hat.

Vorher heißt: vor dem 7. Januar 2015, dem Anschlag auf die Redaktion der französischen Satirezeitschrift *Charlie Hebdo*. Als Kolumnist des Blattes nahm er an diesem Mittwochmorgen an der Konferenz teil, die das islamistische Brüderpaar Kouachi mit Kalaschnikows stürmte. „Wie in einem schrecklichen Theaterstück“, sagt Lançon heute. „Wie in einem Horrorfilm. Einer Performance. Die Typen in Schwarz, ‚Allahu akbar, allahu akbar‘. Absurd. Entsetzlich. Lächerlich.“

Der plötzliche Ausbruch ungeheuerlicher Gewalt war nicht zu begreifen, es musste sich um einen Scherz handeln, so dachte er in der Situation, einen Streich Jugendlicher. Lançon überlebte den Anschlag mit schwersten Verletzungen; das untere Drittel seines Gesichts war zerstört, der titelgebende Fleischfetzen. Die Infamie, so schreibt er, triumphierte über alle Diskurse und Argumente.

„Wenn ich heute ein Foto von mir sehe, das vor dem Anschlag gemacht wurde“, sagt Lançon, „dann bin das nicht mehr ich auf dem Foto. Der Typ auf dem Bild ist gestorben. Ich weiß nicht mehr, wie es sich anfühlte, dieser Mensch zu sein.“

Sein Buch ist der Versuch, den Mann, der er vor dem Anschlag war, mit dem zu verbinden, der er seitdem ist, eine Kontinuität herzustellen, die seiner Biografie gewaltvoll genommen wurde, auch: das Wiedererlangen der Deutungshoheit über die eigene Geschichte. Schreiben als Akt des Protests, zu-

nächst, dann als Akt der Akzeptanz. Im Gespräch betont Lançon, das Schreiben hätte keine therapeutische Wirkung gehabt. „Ich habe mit dem Buch angefangen, als es mir besser ging“, sagt er. „Es ging mir nicht besser, weil ich das Buch geschrieben habe.“

Und doch gibt es in seinem Buch viele Passagen, aus denen deutlich wird, wie sehr das Schreiben und das Lesen ihn am Leben gehalten haben, ihn vor dem Wahnsinn bewahren konnten. „Über meinen eigenen Fall zu schreiben“, schreibt er,

**Schreiben war für ihn also auch ein Mittel, den schmerzenden Körper mit Distanz zu betrachten**

„war das beste Mittel, ihn zu verstehen und mir zu eigen zu machen, aber auch, um mich abzulenken – denn für Minuten, für eine Stunde, war der Schreibende nicht mehr der Patient, über den er schrieb: Er war Reporter und Chronist einer Rekonstruktion.“

Schreiben also auch als Mittel, aus dem schmerzenden Körper herauszutreten, ihn mit Distanz zu betrachten, seine Person zu einer Figur zu machen, deren Leben nun in ausgewählten Szenen und mit wohlüberlegter Symbolik erzählt wird. „Ich wurde zu einer Fiktion“, schreibt er. „Es war die Wirklichkeit, es war absurd und ich war frei.“

Das Erzählen seiner Geschichte folgte nun den Regeln der Dramaturgie. „Ich hätte das Buch mit dem Anschlag beginnen lassen können“, sagt Lançon im Gespräch. „Aber das wäre falsch gewesen, es wäre banal gewesen. Zudem handelt das Buch

ja davon, wie ein derartiges Ereignis das Leben einer Person und das der Menschen um sie herum verändert. Es war also notwendig, mit dem Leben vorher zu beginnen.“

Das Buch beginnt mit einem Theaterbesuch. Lançons letzter Abend als Unversehrter. Dann die morgendliche Routine am nächsten Tag. Gymnastische Übungen vor dem Fernseher. Michel Houellebecq im Bild, er hat gerade seinen Roman „Unterwerfung“ veröffentlicht. Lançon hat das Buch bereits gelesen, soll den Autor am nächsten Tag interviewen. Die Fahrt zur Arbeit mit dem Fahrrad. Das Scherzen mit den Kollegen im Konferenzraum.

Eine Woche nach dem Anschlag, schwer verletzt im Krankenhaus liegend, schreibt Lançon seine Kolumne für *Charlie Hebdo*. Die Überlebenden machen weiter, das Blatt erscheint, das Interesse der Weltöffentlichkeit ist überwältigend. Lançon schreibt, zum ersten Mal, über sich selbst, über die Bedeutung seines Schreibens, eine Einstimmung auf den Stil, den er im „Fetzen“ benutzen wird.

„Letztlich ist dieser Optimismus des Willens ein Lebenszeichen“, tippte er damals langsam und beschwerlich in seinen Laptop. „Und doch bedeutet der Text, als ich ihn schreibe, auch das Gegenteil: Ich wende mich an die, die dort am Konferenztisch und in den Gängen von *Charlie* gestorben sind. Eine posthume Klavierstunde: Während die rechte Hand für die Lebenden spielt, spielt die Linke für die Toten und gibt den Takt vor.“

Als mir der Ort für das Interview mitgeteilt wurde – ein Kreuzberger Hotel, das sich auf seiner Webseite als „Retreat für reisende Ästheten“ beschreibt –, bin ich davon ausgegangen, das Interview in einem anonymen Hotelzimmer zu führen, wo mich Lançon unauffällig empfangen könnte. Besonders auffällig ist er wirklich nicht; ein schma-

ler Mann im Wollpullover, die Bart- haare distinguert angegraut.

Jedoch wartet er nicht im versteckten Hotelzimmer, sondern unten im loungeartigen Barbereich, auf einer Couch am Kamin, um ihn herum eine Abendgesellschaft, hinter ihm eine große Fensterfront, in der Gentrifizierungsgegner mächtige Sprünge hinterlassen haben. Er sitzt da für alle sichtbar. Sein Bart überdeckt die Narben, die Form seines Kinns ist unnatürlich. Bevor er spricht, hört man ein Klickgeräusch. Wir sprechen Englisch, er spricht in gemächlichem Tempo, macht lange Pausen, so dass ich manchmal verfrüht die nächste Frage stelle, weil ich denke, dass er alles gesagt hat, was er sagen wollte.

Weil das Ende einer Erzählung allem Vorangegangenen seine Bedeutung verleiht, überlegte Lançon sich gut, mit welcher Szene er sein Buch beschließen wollte. Ein naheliegendes Ende verwarf er nicht nur, er strich gleich das ganze Kapitel aus dem Buch. Es war der erste längere Freigang nach einem halben Jahr Gefesseltsein ans Krankbett. Freunde überraschten ihn mit einem privaten Klavierkonzert.

„Ein ganz wichtiger Tag, der mich“, sagt Lançon. „Ein Tag, der bedeutete: Jetzt lässt du diese Hölle hinter dir.“ Aber kein angemessenes Ende für sein Buch. „Es wäre zu symbolisch gewesen. Dieser Tag, der in meinem Leben eine gewaltige Bedeutung hat, passte nicht in das Buch. Es wäre dann keine Literatur mehr gewesen. Den Lesern wäre es auch zu viel gewesen, sie hätten sich gegen die Symbolik gewehrt. Es ist wirklich passiert, aber man hätte es mir nicht abgekauft.“

Es wäre der Endpunkt einer Art Heldenreise geworden: Ein Mann kehrt nach überstandenen Herausforderungen wieder in die Welt zurück, aus der er aufgebrochen war. Ein Musterüberlebender. Das ist nicht das Buch, das Lançon geschrieben hat.



**Philippe Lançon:** „Der Fetzen“. Aus dem Französischen von Nicola Denis, Klett-Cotta, München 2019, 551 Seiten, 25 Euro



Bewegung entsteht wie in kleinen Wirbeln

Mit großer Liebe zu Lauten, Klängen und Gebärden: Katharina Mevissens Debütroman „Ich kann dich hören“

Von Katrin Bettina Müller

Ein in Junge findet ein Diktiergerät. Er hört Geräusche, eine Autofahrt, Regen auf Zeltplanen, die Stimme einer jungen Frau. Oft ist viel Stille auf den Aufnahmen. Aber aus den wenigen akustischen Markierungen entwickelt seine Vorstellungskraft Landschaften, von nebligen Wanderwegen und dem Meer. Sein Gehör ist sensibel.

Denn eigentlich ist der Junge schon ein junger Mann, Osman Engler, Student an der Hamburger Musikhochschule, der Cello lernt und eine Prüfung verkackt hat. Er ist oft der Ich-Erzähler in Katharina Mevissens Roman „Ich kann dich hören“. Für den Titel gibt es im Laufe der 150 Seiten immer neue Deutungen. Osman hört über das Diktiergerät die Monologe von Ella, die mit ihrer gehörlosen Schwester Jo Urlaub in Irland gemacht hat. Osman flüchtet sich in das Zuhören, wann immer ihm die eigene Geschichte zu schwer wird. Ella kann Jo hören wie sonst niemand.

Aber es gibt auch die, die sich nicht hören können oder wollen. Osman erträgt die klagenden Suaden seines Vaters Suat nicht, Cellist wie er, der ihm mit einem Reden, das stets etwas auslässt, um ein verschwiegene Zentrum kreist, auf die Nerven geht. Am Ende wird tatsächlich ein Familiengeheimnis aufgedeckt, das die schwierige Vater-Sohn-Beziehung erklärt und ein Anfang für eine Veränderung sein könnte.

Schwelle zur Emanzipation

Manchmal wechselt der Roman die Perspektive, Elide, die Tante von Osman, löst ihn als Erzählerin ab. Ihr hört niemand zu. Sie brach als junge Frau aus der Türkei auf, um in Paris französische Literatur und feministische Theorie zu studieren. Aber dann hat sie sich um die kleinen Söhne ihres Bruders Suat gekümmert. Dieser zweite Erzählstrang ist voll der Bitternis einer Frau, die an der Schwelle zur Emanzipation umdrehte, aus Familientreue, aber damit nicht glücklich wurde. Katharina Mevissen weiß auch das ohne Pathos zu erzählen, fast mit Humor. Diese Sicht einer zweiten Generation bereichert ihren Roman.

Man kann zwischen Mevissens Sätzen gut atmen. Sie lässt dem Leser die Luft, die den Protagonisten oft fehlt. Das ist ungewöhnlich, oft wird Spannung mit gegenteiligen Mitteln erzeugt. Hier aber schmiegt man sich den in ihren Leben festgefahrenen Personen an und spürt doch schon, wie in kleinen Wirbeln Bewegung um sie herum entsteht.

„Ich kann dich hören“ ist der erste Roman von Katharina Mevissen. Er lässt auf eine große Liebe zum Geschriebenen und Gesprochenen, zu Lauten, Klängen, Geräuschen und Gebärden schließen. Dass die Literatursprache nur eine von vielen ist, klingt am Rande mit. Cellosuiten sind eine andere, Fußballspielen auch. Er stellt sich selbst als Literatur nicht auf die oberste Stufe. Das macht dieses Buch sympathisch.



Katharina Mevissen: „Ich kann dich hören“. Wagenbach, Berlin 2019, 158 Seiten, 19 Euro

Trauerarbeit in einem uncoolen Bundesland

Das Loben dieses Buches braucht man nicht den Frauenzeitschriften zu überlassen: Sarah Kuttner hat einen einfühlsamen Roman über eine Patchworkfamilie in Brandenburg geschrieben

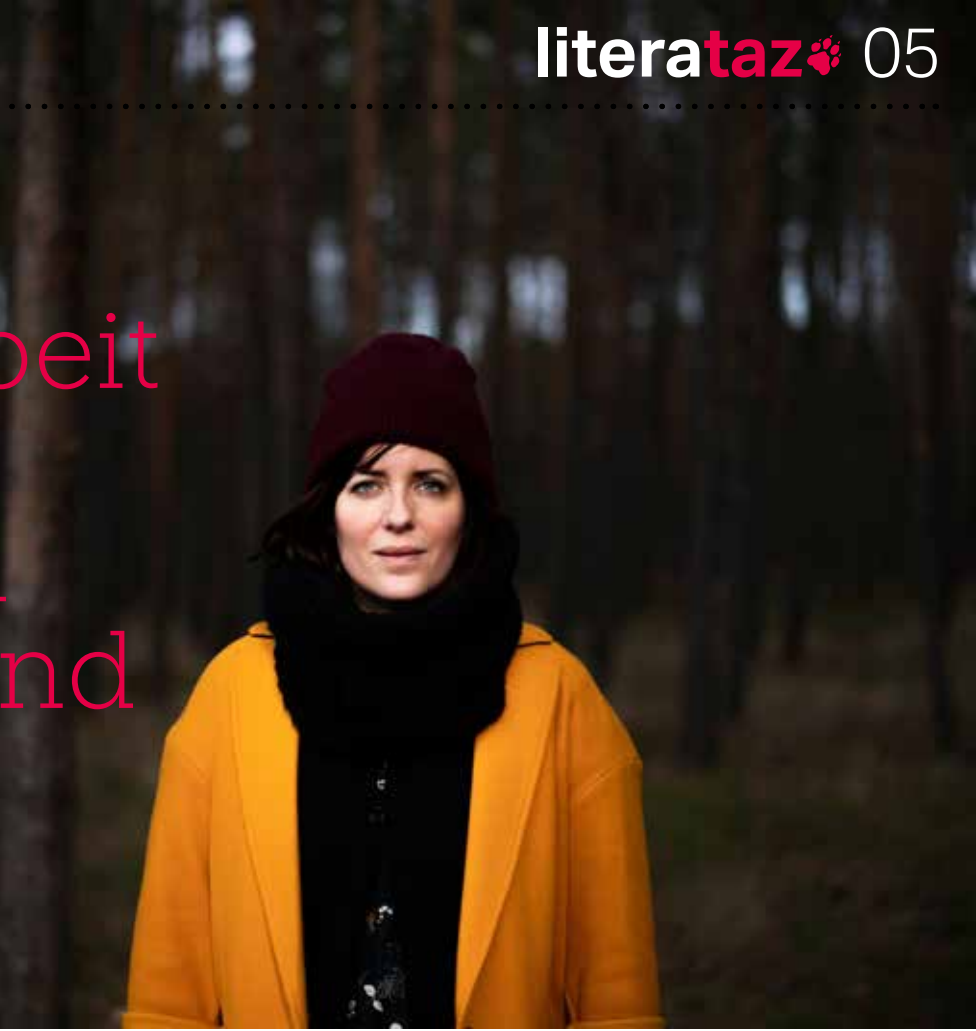
Von Thomas Winkler

Seite 136, da ist es dann so weit. Da taucht er auf, der „Papa, der die Ost-taz“ liest. Denn, um das gleich aus dem Weg zu räumen: Sarah Kuttner hat eine Verbindung zur taz. Als sie ein Kind war, baute ihr Vater Jürgen Kuttner in den hyperventilierenden Monaten zwischen Mauerfall und Wiedervereinigung die kurzlebige Ost-Ausgabe dieser Zeitung auf.

Es ist also auch bei „Kurt“, ihrem neuen Roman, so, wie es bei den drei Romanen davor auch schon war: Die Geschichte ist gespickt mit autobiografischen Details, die Protagonistin erinnert – von der Berliner Kodderschнауze bis zum exquisiten Indie-affinen Musikgeschmack – sehr an die Autorin, aber autobiografisch ist „Kurt“ trotzdem und sehr ausdrücklich eben nicht gemeint.

Auch das Haus, das Romanheldin Lena mit ihrem Freund Kurt kauft und renoviert, liegt zwar in derselben Stadt, nämlich in Oranienburg im Norden Berlins, in der auch die Autorin ein Wochenendgrundstück besitzt. Aber Lena und Kurt ziehen richtig raus in „dieses schöne, raue Brandenburg“, sie wollen leben dort draußen im Speckgürtel, weil dort der sechsjährige Sohn von Kurt aus einer früheren Beziehung, der auch Kurt heißt, mit seiner Mutter lebt. Sie wollen sich einlassen auf eine Gegend, die man, wie Lena feststellt, erst ebenso lieben lernen muss wie ihre Bewohner.

In diesem Land kreischen die Tischkreissägen und heulen die Rasenkantentrimmer, dieses Land „tut nicht so, als wäre es etwas, was es nicht ist. Brandenburg ist einfach nur da.“ Kuttner schreibt wissend, mit freundlichem Blick und voller Detailfreude über eine Gegend, die der Berliner gewöhnlich bloß durchquert auf seinem Weg in die viel schönere Uckermark oder gleich an die Ostsee. Sie zählt die Friedhöfe im Stadtgebiet



Folgt ihren Figuren mit mitfühlendem, leicht ironischem, aber niemals zynischem Interesse: Autorin Sarah Kuttner Foto: Sebastian Wells/Ostkreuz

nach, wandert über die pittoreske, nicht mehr befahrene Bahnbrücke über den Oder-Havel-Kanal und erwähnt, dass „noch etwa dreihundert Bomben aus dem Zweiten Weltkrieg“ auf Entschärfung warten.

Aber die Bewohner dieses Landes sind echte Brandenburger, brennen Schnaps im Keller, trinken auf Grillpartys Sangria aus dem Tetra-Pak, verbringen ihre Freizeit bei Pflanzen-Kölle und sind gern mal „irre schlechtgelaunt“. Vor allem aber sind sie keine überzeichneten Originale, wie sie die aktuell grassierenden Brandenburg-

strukturell angelegten emotionalen Probleme, auf die ganzen Untiefen und Verunsicherungen, die auch und gerade dann entstehen, wenn man sich seine Familie selbst aussucht. Wie Zuständigkeiten und Gefühle, Verantwortlichkeiten und Liebe sich mal ergänzen, mal in die Quere kommen, wie eine Liebe entsteht und wächst, das wird in „Kurt“ mit leichter Hand, aber trotzdem einfühlsam erzählt.

Kuttner hat einmal beklagt, dass ihre Romane vom Feuilleton im besten Falle ignoriert, in Frauenzeitschriften dafür gefeiert werden. Darin wird, das ist zu fürchten, auch „Kurt“ nichts ändern, obwohl die Handlung eine dramatische Wendung nimmt. Der Tod kommt leise, unspektakulär und vor allem schuldlos. Aber als eine der Figuren stirbt, behält der Roman seine leichte Gangart bei. Zum Glück. Denn hier zeigt sich die Autorin Kuttner ganz auf der Höhe: Statt im Pathos zu versinken, folgt sie ihren Figuren in die Trauer mit demselben mitfühlenden, leicht ironischen, aber niemals zynischen Interesse, mit dem sie sie schon durch glücklichere Zeiten begleitet hat.

Nun werden die Beziehungen neu sortiert, die Gefühle machen sich auf ins Unbekannte und die Liebe, die vor allem, wird auf die Probe gestellt. „Kurt“ beantwortet Fragen, ohne sie ausdrücklich zu stellen. Fragen wie: Was macht so ein Verlust mit denen, die zurückbleiben? Wie verkomplizieren sich eh schon unübersichtlichen Beziehungsgeflechte? Und die eine, alles entscheidende Frage: Wie geht das eigentlich, Trauerarbeit?

Und, wie geht's? Man kann zu Dusty Springfield tanzen und im Gewitterregen weinen. So viel Pathos darf sein in „Kurt“. Aber noch wichtiger, wir sind schließlich in Brandenburg, im knurrigen, pragmatischen Brandenburg: den Garten immer ganz früh morgens wässern, wenn die Sonne noch nicht so brennt.

Der Tod kommt leise. Als in dem Buch eine der Figuren stirbt, zeigt sich die Autorin Sarah Kuttner erst ganz auf der Höhe

Krimis, die Romane von Bela B. oder demnächst Manfred Maurenbrecher bevölkern. Kuttner dient Brandenburg nicht nur als Hintergrundfolie für ein Panoptikum aus möglichst skurrilen Dorftrotteln, sondern sie porträtiert dieses immer noch extrem uncoole Bundesland durchaus realistisch und mit viel leutseliger Neugier.

In den ersten Kapiteln, in denen das Paar das Haus und die neuen Nachbarn kennenlernt, die Umgebung erkundet und die spröde Schönheit des Oberhavellandes beginnt schätzen zu lernen, ist der Ton leicht und heiter, auch wenn die Protagonistin mit ihrer Rolle als Ersatzmutter zu kämpfen hat und sich fragt, ob sie die Einzige ist, die es seltsam findet, wenn das Kind einen Kackehaufen mitten in die Küche setzt. Kuttner gelingt da eine sehr schöne, durchaus humorige, aber nicht gehässige Innensicht auf eine moderne Patchworkfamilie und ihre

Anzeige

Unionsverlag



Jeong Yu-jeong »Jeong Yu-jeong ist Südkoreas literarischer Superstar, der Roman zeigt, warum.« Thomas Wörtche, Litprom-Bestenliste Weltempfänger



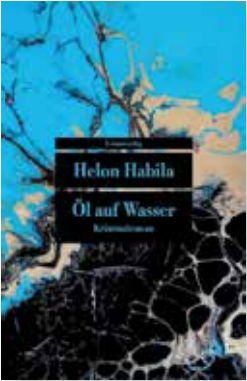
Leonardo Padura »Ein erstklassiger Kriminalroman von einem der wirklich Großen der latein-amerikanischen Literatur.« Denis Scheck, Druckfrisch



Sylvain Prudhomme »Man kann vollkommen aufgehen in diesen Dialogen, in diesem Tonfall, den Nuancen und Emotionen.« Tribune de Genève



Simon Carmiggelt »Carmiggelts Texte überzeugen. Sie sind witzig, abgründig, sorgsam gefügt.« Manfred Paps, NZZ am Sonntag



Helon Habila »Selten war ein Kriminalroman so poetisch und so notwendig.« Tobias Gohlis, Die Zeit



Anuk Arudpragasam »Ein Buch, das einen vor der Eleganz des menschlichen Geistes und der Sehnsucht, die die Essenz jedes Lebens ist, auf die Knie gehen lässt.« The New York Times



Bachtyar Ali »Man versinkt in diesem gewaltigen Epos.« Hartmut Buchholz, Badische Zeitung



Tränende Steine und sonst wie Lyrisches

„Wenn mir Leute sagen, sie verstünden Gedichte nicht, sag ich oft: ‚Uh, ich fühle mit dir. Aber vermutlich sind sie einfach schlecht. Sie sollten sich selbst erklären. Man sollte keinen Abschluss in Bullshit dafür brauchen, sie zu verstehen.“ In aller Deutlichkeit erlebte unlängst in einem Interview die schottische Autorin A. L. Kennedy das Problem der Lyrikrezeption. Wie viele „gute“, sich selbst erklärende Gedichte würde sie im „Jahrbuch der Lyrik“, Ausgabe Nr. 33, entdecken?, „Gedichte wie Packpapier“, „einfache, praktische für den Hausgebrauch“ (Durs Grünbein) bevorzugen die Herausgeber nicht unbedingt, „Pointen“ oder „Kalauer“ sind „des Teufels“, und Mirko Bonné kann man laut Nachwort „jagen mit politischen Gedichten“. Von solcherlei Einschränkungen abgesehen, weist der 2019er Jahrgang alles auf, was die Kunstfreiheit derzeit hergibt: formal vom klassischen Sonett über grafische Spielereien bis zum erzählerischen Parlando.

Gereimt wird nach wie vor selten, nur in zwei Handvoll der rund 160 Gedichte (von „rund 8.000 eingereichten“). Natur und die Liebe sind Schwerpunkte, aber auch das Schreiben. Man sagt „Ich“ und hält sich die Kalamitäten des konkret Politischen (Klimawandel, Rechtsruck o. Ä.) vom lyrischen Leib. Große Namen sind vertreten (Jürgen Becker, Friederike Mayröcker), viele junge, unbekannte. Manch Konventionelles findet sich („Wohin sich wenden / fragen tränend die Steine“, Wolfgang Bittner), viel Hermetisches, dessen Verständnis zwar keine Abschlüsse erfordert, aber ein Faible für ostentative Kunstanstrengung, „die eier des windhuhns sind am ende / zerbrechlich. Das gibt zu denken“ (Dieter Schönecker). Viel Stoff für ein Jahr, dass man die Perlen suchen muss, versteht sich von selbst. Und die gibt es. Ja, es gibt sogar Kalauer, Pointen, Humor, wie in den „Hausübungen“ der Wienerin Margret Kreidl: „Ein Stuhl ist kein Auto. Mach aus diesem Satz / ein Gedicht mit vierzehn Zeilen. Lern es auswendig. / So wirst du immer einen Parkplatz finden.“ Lyrik hilft. *Thomas Schaefer*

**Christoph Buchwald, Mirko Bonné (Hg.):** „Jahrbuch der Lyrik 2019“. Schöffling, Frankfurt a. M. 2019, 247 Seiten, 22 Euro

Blitzeinschlag und Schuldgefühle

Statt einer Widmung ein Zitat des amerikanischen Autors Paul Auster, der wie kein anderer von der Macht des Zufalls fasziniert ist – der etwa in seinem jüngsten Buch vier verschiedene Versionen eines einzigen Lebens beschreibt. Sofort weiß man Bescheid: Marion Braschs dritter, nur 150 Seiten kurzer Roman „Lieber woanders“ soll eine Art Versuchsanordnung sein, ein „Was wäre, wenn“, ein leichtes Spiel.

Vielleicht braucht es das noch immer, denn es ist noch nicht sehr lange her, dass die Hörfunkjournalistin und Autorin den großen, schweren Roman über ihre berühmte Familie geschrieben hat, vor allem über die früh verstorbenen Brüder Thomas, Peter und Klaus. Die Geschichte von „Lieber woanders“ umreißt einen Tag im Leben zweier Leute, die sich langsam aufeinander zubewegen. Toni, eine junge Frau, lebt in einem Wohnwagen auf dem Land und reist mit dem Moped in die Stadt, um ihren Vater und ihre Verlegerin zu treffen. Gleichzeitig verfolgt wir den älteren Alex, der gerade auf Tour mit einer Band ist, eigentlich lieber bei seiner Geliebten bliebe, dann aber ebenfalls in die Stadt muss, weil er einen Anruf von seiner Frau bekommt: Die Tochter muss am Blinddarm operiert werden. Immer im Wechsel erfahren wir mehr über Toni und Alex und beginnen zu ahnen, warum beide so unglücklich sind.

Das Tolle an Braschs Roman ist, dass er einerseits gar nichts anderes sein will als künstlich und konstruiert – und dass er gleichzeitig überhaupt nicht hölzern klingt. Auf der einen Seite schaltet sich immer wieder eine Erzählerin ein, die surreale Nebengeschichten ausspinn, auf der anderen Seite hat man Toni vor den Augen, als säße man in einem guten Film. Während sich Alex eher wie ein Abziehbild an Bilder von männlicher Härte klammert, die hochzuhalten um ihn herum kein Mensch mehr Lust hat, kommt Toni als toughe, autarke, gegenwärtige und vielschichtige Figur rüber, die immer die gleichen Kleider trägt, sich den Schädel rasiert und sich wenig um die Meinung anderer schert.

Nach und nach schält sich heraus, was Toni und Alex umtreibt. Alex ist schuld am Unfalltod des kleinen Bruders von Toni und hat sich nie gestellt, auch Toni fühlt sich schuldig. Als man das erfährt, muss man wieder an Paul Auster denken, der die Faszination, die der Zufall auf ihn ausübt, auf ein einschneidendes Erlebnis zurückführt, das er als Teenager während einer Sommerfreizeit hatte. Auster musste erleben, wie ein Freund direkt neben ihm vom Blitz erschlagen wurde. Darum geht es auch bei Brasch: wie verwundbar wir doch alle sind durch Umstände, die sich komplett unserer Kontrolle entziehen. Und wie wenig Schuldgefühle daran ändern. *Susanne Messner*

**Marion Brasch:** „Lieber woanders“. Fischer, Frankfurt a. M. 2019, 154 Seiten, 20 Euro

Versuche, das eigene Erbe zu vernichten

Rokokohäubchen, Käfer, hin und wieder ein Van Gogh: In der Mies-van-der-Rohe-Villa des Zementfabrikanten-erben Gottfried Immerjahn hat sich so einiges angesammelt. Ein Grund mehr, den Familiensitz in ein Museum zu verwandeln. In Barbara Zemanns

Debütroman „Immerjahn“ begleitet die LeserIn den steinreichen Erben bei den Vorbereitungen für die geplante Museumseröffnung.

Der Protagonist geistert dabei vornehmlich durch sein verstaubtes Kuriositätenkabinett, wobei die unterschiedlichsten Gegenstände und Kunstwerke Erinnerungen auslösen. Die Wiener Autorin entwirft das Porträt eines Mannes, der in vielerlei Hinsicht gescheitert zu sein scheint: als Künstler, als Freund, als Vater – und nicht zuletzt als Liebhaber.

Das notorische Sammeln und Anhäufen von Kunstwerken – der kläglich Versuch des Protagonisten, die eigenen sozialen Unzulänglichkeiten zu kompensieren, und ein Versuch, das Erbe zu vernichten, an dem der alte Immerjahn ganz schön zu knabbern hat. Um den melancholischen Immerjahn sind – in sicherer emotionaler Distanz – nicht minder spezielle Figuren platziert. Da wäre der Sohn, der beim Versuch, sich zu ertränken, seine Passion für das Schwimmen entdeckt; die Haushälterin, deren Leidenschaft das Arrangieren von flämischen Stillleben ist; sowie seine einstmals bescheidene Ehefrau, die sich in der Rolle der betuchten Gastgeberin außerordentlich gut gefällt.

Dem Neben- und Übereinander der Immerjahn'schen Kunstsammlung entspricht die Erzählung: Den Gedanken des Protagonisten folgend, springt die Handlung vom einen zum Nächsten, vom Nebensächlichen zum Großen – und wieder zurück. Ein trockener, humorvoller Unterton begleitet diese assoziative Erzählweise. Mal ganz subtil, dann wird er lauter, geht bis ins Groteske und rettet damit über eine gelegentliche Langatmigkeit hinweg.

Besonders genussvoll lesen sich die Stellen, in denen es der Autorin in kunstvoller, poetischer Art und Weise gelingt, Nebensächliches zu beschreiben. Schon für die malerische Beschreibung von Brotkrumen auf dem Küchentisch lohnt es sich, das Buch in die Hand zu nehmen. *Mira Nagel*

**Barbara Zemann:** „Immerjahn“. Hoffmann & Campe, Hamburg 2019, 288 Seiten, 22 Euro

Chronist der unteren Stände

Einen sehr schönen Sampler mit Prosagedichten, Short Stories, kurzen Romanpassagen, aber eben auch verstreut publizierten Feuilletons und autobiografischen Selbstzeugnissen von Dietmar Sous hat Herausgeber Martin Willems hier zusammengestellt. Eine Art Fanbuch mit Lieblingsstellen aus einem gar nicht mehr so kleinen, vor allem aber bedeutenden Werk der deutschen Gegenwartsliteratur.

Weil das allerdings immer noch nicht genug Leser wissen, weil Sous seit Jahrzehnten an dem undankbaren Rubrum „Geheimtipp“ laboriert, muss man dieses „Lesebuch“ einmal mehr

als Teaser für Novizen anpreisen. Gerade weil hier nur kurze Stücke Platz finden, erfüllt es diesen Zweck sehr gut. Sous ist kein epischer Stoffballenwäler, der Hunderte von Seiten braucht. Er ist ein Lakoniker, witzig und traurig gleichermaßen, ein abgefeimter Stilist, zu dessen besonderen Tugenden das Weglassen gehört. Solche Qualitäten zeigen sich gerade im Detail. Etwa in der großartigen, ebenso realistischen wie artistischen Dialoggestaltung.

„Der Hund hieß Boris und roch penetrant nach Köter. Er gehörte Mitchs Schwester, die für zwei Wochen nach New York geflogen war. Mitch hütete zurzeit Haus und Hund, plauderte er los. Boris setzte sich auf seinen fetten Hintern und himmelte den stellvertretenden Chef an. ‚Schönes Tier, oder?‘, sagte Mitch. ‚Wunderschön‘, antwortete ich. ‚Da fällt‘ ne Menge Fleisch an. Im China-Restaurant haben sie immer Bedarf. Zweite Straße rechts.‘ Mitch lächelte süßsauer.“

Der Witz ist oft Notwehr in Sous' literarischer Welt. Die wird in der Hauptsache von Plebejern bevölkert, die für ihre Subsistenz früh aufstehen und hart schuften müssen und folglich mit intellektuellen Verstiegenheiten und pathetischem Bohei nichts anfangen können und deren Tragfähigkeit trotzdem nie in Zweifel steht. Sous gehört zu den unverächtlichen Chronisten der unteren Stände. Von denen gab es schon immer viel zu wenige in der deutschen Literatur. *Frank Schäfer*

**Dietmar Sous:** „Lesebuch“. Zusammen- gestellt und mit einem Nachwort von Martin Willems. Edition Virgines, Köln 2019, 147 Seiten, 8,80 Euro

Kochen als soziale Praxis

Bunt stilisiertes Besteck, Gabel, Messer, Löffel, ziert das Cover dieses Bandes. Meistens ausgehend von konkreten Situationen rund um das Essen – weißer Spargel als deutsches Nationalgericht, Rezepte aus Deutschland, Großbritannien, Indien, Kenia, Kochen als soziale Praxis, gemeinsames Essen als Flirt, Nahrungszubereitung unter den Bedingung der Globalisierung –, kommt die Schriftstellerin Priya Basil vom Hüthen auf's Stöckchen. Dass es gerade in Zeiten von Migration und neuem Nationalismus gut und wichtig ist, sich über die Bedeutung von Gastfreundschaft zu verständigen, ist dabei der zentrale, nie pädagogisch vorgetragene, sondern ganz selbstverständlich mitschwingende Gedanke der in Berlin lebenden Autorin. Wann fühlt man sich wohl als Gast? Wie hingebungs- voll kann man als Gastgeber werden? Man fühlt sich angenehm belehrt und gut unterhalten bei der Lektüre. Und bekommt auch immer wieder ganz einfach Hunger. *drk*

**Priya Basil:** „Gastfreundschaft“. Aus dem Englischen von Beatrice Faßbender. Insel, Berlin 2019, 136 Seiten, 14 Euro

Lyrisches. Blitzeinschlag. Schuldgefühle. Notorisches Sammeln beim Sammeln in den unteren Ständen. Das ist der Algorithmus, bei dem niemand mitmuss. Denn vom Meckergreis bis zur Roboterliebe, am Schluss landet alles beim Suppengrün. Und ganz am Ende drohen die Vermittlungsangebote an die Mehrheitsgesellschaft. (Kein Reim, keine Botschaft, keine Pointe.)

Keine Angst vorm Algorithmus

Manche Dinge hängen über uns wie Schatten. Diese Algorithmen, zum Beispiel Futter für politische Debatten. Mögen Letztere auch etwas zu kurz kommen, so bleibt das Buch eine unterhaltsame Einführung, die nebenher einige statistische Grundlagen vermittelt. *Frederic Jage-Bowler*

**Hannah Fry:** „Hello World. Was Algorithmen können und wie sie unser Leben verändern“. Übers. v. Sigrid Schmid. C.H. Beck, München 2019, 256 S., 12, 99 Euro

Verweis auf Patentrechte oder geistiges Eigentum für beendet erklärten) Rechtsstreitigkeiten um die Offenlegung öffentlich genutzter Algorithmen eigentlich reichlich Futter für politische Debatten. Mögen Letztere auch etwas zu kurz kommen, so bleibt das Buch eine unterhaltsame Einführung, die nebenher einige statistische Grundlagen vermittelt.

**Hannah Fry:** „Hello World. Was Algorithmen können und wie sie unser Leben verändern“. Übers. v. Sigrid Schmid. C.H. Beck, München 2019, 256 S., 12, 99 Euro

Dem Meckergreis Paroli bieten

Der Satz „Früher war alles besser“ gehört zu den dümmsten Formen des sedativen Selbstbetrugs. Gegenwartsekapismus pur, dagegen sind die Fantasywelten eines Harry Potter der reinste Sozialrealismus. Der französische Philosoph Michel Serres, mit 88 Jahren in einer Altersgruppe, der gern die Neigung zur Vergangenheitsverkürzung zugesprochen wird, bekommt bei derlei Jetztverachtung, die er bei seinen Landsleuten beobachtet, einen „optimistischen Wutanfall“.

Und da er auf eine vergleichsweise lange Zeitrücke des Früher zurückblicken kann, beantwortet er die titelgebende Frage „Was genau war früher besser?“ unter Rückgriff auf eigene Erfahrungen – und seine Freude an Polemik. Dazu stellt er den vermeintlich besseren alten Tagen die Verdienste von heute gegenüber.

Der Klage etwa, dass alle Welt auf Smartphones starre und mehr in der virtuellen als der realen Welt zu Hause sei, begegnet

Serres, der als Soldat im Sinaikrieg diente, mit dem Hinweis, er wäre froh gewesen, wenn die Toten damals nicht „in der harten Realität“ auf ihn eingestürzt wären, sondern „in der sanften Virtualität eines Videospiels“. Auf die Klage über soziale Ver- einzelung erwidert er, dass der Preis für die Zusammengehörigkeit von früher jene Ideologien waren, die zum Teil zu den großen Verbrechen des 20. Jahrhunderts führten. Wie er auch daran erinnert, dass es in Westeuropa seit fast 75 Jahren Frieden gibt, was es hier seit der „Pax Romana“ nicht gegeben habe. Die schönsten Passagen sind aber weniger die gar nicht mal so originellen Auflistungen zivilisatorischer Leistungen, sondern die Erinnerungen von Serres: Anschaulich und knapp schildert er seine Erlebnisse als Matrose oder Internatsschüler – oder wie er als Kind in einer Brotscheibe ein Stück vom Kautabak des Müllers fand. *Tim Caspar Boehme*

**Michel Serres:** „Was genau war früher besser? Ein optimistischer Wutanfall“. Übers. v. Stefan Lorenzer. Suhrkamp Verlag, Berlin 2019, 80 S., 12 Euro

Eine Roboterliebe oder nur Sex

Für die vielen Menschen, die in letzter Zeit zu Recht „Warum Liebe endet“ der Soziologieprofessorin Eva Illouz gelesen haben und hören mussten, dass Liebe in Zeiten der Follower und der Dating-Apps zunehmend schwieriger bis unmöglich werde, weil uns schon kleine Makel an Anderen dazu verleiten, diese Menschen aus unserem Leben zu wischen, für all diese Menschen hat Sophie Wennerscheid,

je nachdem, Trost oder Schock in petto: Roboter könnten die Lust- und Liebesobjekte in einer zum Greifen nahen Zukunft werden. Klingt absurd? Nun ja, aber wer hätte vor zehn Jahren ernsthaft gedacht, dass wir heute mit iPhone-Siri und morgen mit unse- rem Kühlschrank plaudern?

Da Wennerscheid weder Cybernetik-Expertin noch Sex-Ratgeberin ist, sondern literatur- und filmwissenschaftliche Kulturprofessorin, fällt sie allerdings nicht gleich mit Teledildos und Virtual-Reality-Porn ins Haus, sondern erinnert zunächst an die Tradition des Topos, dass Menschen sich gefü- gige Puppen bauen: von Ovids „Pygma- lion“ hin zu E.T.A. Hoffmanns „Sandmann“. Über Spinoza, Deleuze, Levinas und Butler schweifen ihre Überlegungen rasch zu neu- erer queerfeministischer Forschung, aber auch neuesten Sci-Fi-Streamingserien und ethischen Fragen: Ist es eigentlich mora- lisch, Sexroboter zu bauen, die hypersexu- alisierten Frauen oder gar Kindern zum Ver- wecheln ähnlich sehen? Und wenn damit Vergewaltigungen verhindert werden könn- ten? Und ist andererseits Begehren auf Au- genhöhe überhaupt möglich, wenn ein Ro- boter immer funktioniert, also gefügig ist? Die Kapitel, die lose zwischen Fakt und Sci- Fi-Kunst pendeln, fügen sich keiner strin- genten Argumentationsarchitektur, aber ge- ben gute Impulse für ein Thema, das we- niger belächelt und mehr bedacht gehört.

*Stefan Hochgesand*

**Sophie Wennerscheid:** „Sex machina. Zur Zukunft des Begehrens“. Matthes & Seitz, Berlin 2019, 240 S., 24 Euro

Eine nervende Frage und das Suppengrün

„Woher kommst du?“ – ist das nun freund- liche Neugierde, oder zeugt diese Frage davon, dass „echte“ Deutsche in unseren Köpfen noch immer nur mit weißer Haut und blonden Haaren denkbar sind? In ihrem Buch „Hört auf zu fragen. Ich bin von hier“ geht die Publizistin und Kolumnistin Ferda Ataman dem deutschen Selbstver- ständnis auf den Grund.

In lockerem Ton und mit dem Versuch, ein bisschen Sachlichkeit in die Debatte zu bringen, erklärt Ataman: Deutschland schei- tert im Jahr 2019 noch immer an der Er- kenntnis, dass wir längst in einem Einw- anderungsland leben. „Nicht die Integration ist gescheitert, sondern unsere Integrationsde- batte“, schreibt Ataman. Migrant\*innen hät- en Deutschland mit aufgebaut, sich trotz fehlender Unterstützung integriert und ihre Kinder schlieten inzwischen in die Chefeta- gen.

Atamans Buch ist ein Vermittlungsange- bot an die Mehrheitsgesellschaft. „Das Leit- kultur-Blabla nervt“, schreibt Ataman, und ist dabei so freundlich und geduldig, dass man sie nach ihrem Rezept für innere Ba- lance fragen würde. An Entscheidungsheit fehlt es ihr dabei nicht. „Das Suppengrün re- det im Kartoffeldiskurs mit“, schreibt sie. „Das ist jetzt so.“ *Dinah Riese*

**Ferda Ataman:** „Ich bin von hier. Hört auf zu fragen!“. S. Fischer, Frankfurt/Main 2019, 208 Seiten, 13 Euro

Anzeige



**Vivek Chibber**  
**Postkoloniale Theorie und das Gespenst des Kapitals**  
Dietz Berlin

»Insbesondere für aktuelle Debatten um Identitätspolitik sind Chibbers Ausführungen zum Diversifizierungspotenzial des Kapitalismus hochbrisant und spannend.«  
**Franziska Klaas, Souad Zeineddine**  
in ak – analyse & kritik

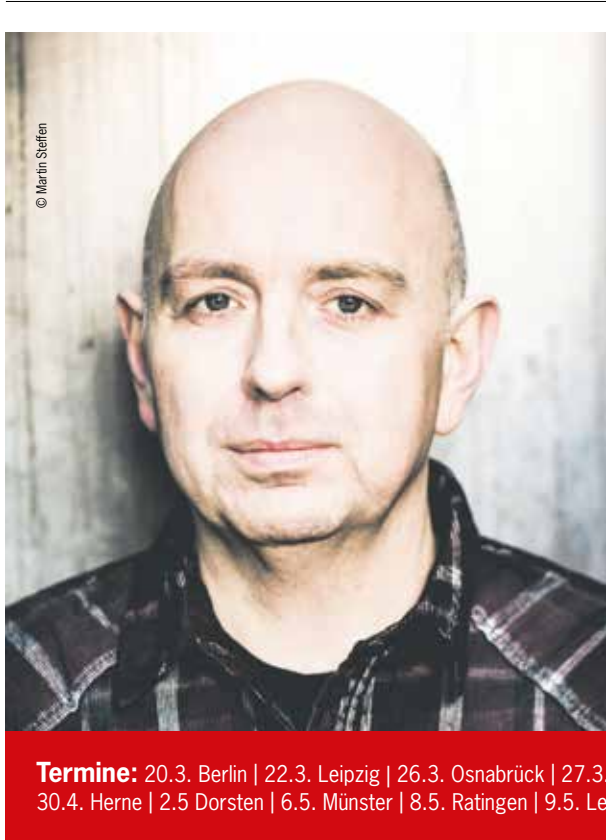
**Vivek Chibber**  
**Postkoloniale Theorie und das Gespenst des Kapitals**  
382 Seiten, Klappenbrochur, 29,90 €  
ISBN 978-3-320-02356-0

**Antonio Negri**  
**Über das Kapital hinaus**  
384 Seiten, Klappenbrochur, 29,90 €  
ISBN 978-3-320-02360-7  
**Erscheint im April**

**Antonio Labriola**  
**Drei Versuche zur materialistischen Geschichtsauffassung**  
Herausgegeben von Wolfgang Fritz Haug  
292 Seiten, Klappenbrochur, 29,90 €  
ISBN 978-3-320-02347-8

Erstmals nach 40 Jahren erscheinen Negris Vorlesungen über die marx'schen »Grundrisse« auf Deutsch. Angesichts von Digitalisierung und Künstlicher Intelligenz erlebt seine Lesart derzeit eine Renaissance.

**Dietz Berlin**

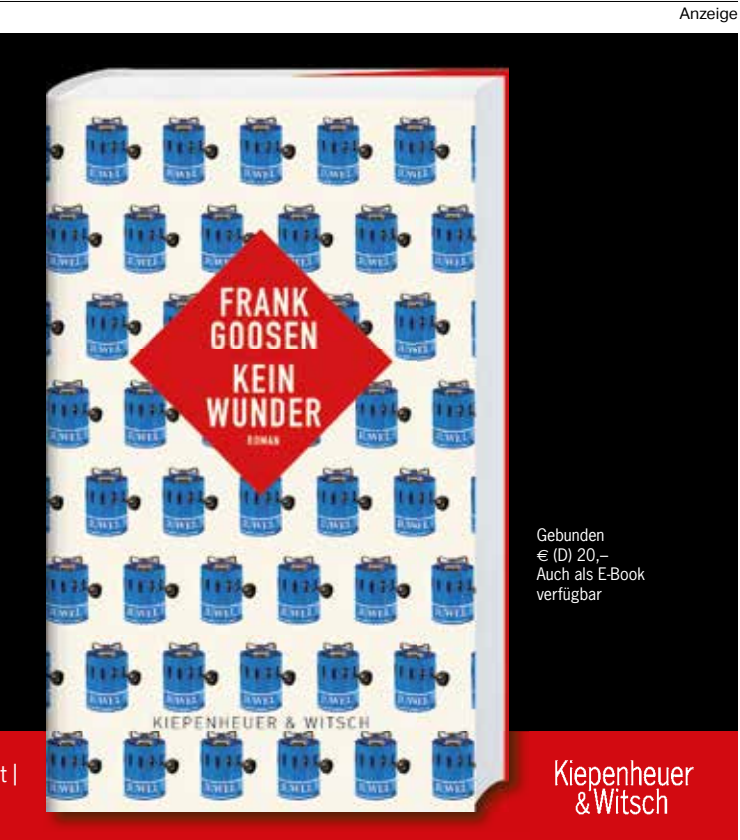


© Maria Stollen

**Bochum, Berlin und der letzte Sommer vor der Wende**

Eine wunderbare Komödie über eine Zeit, als es mehr Deutschlands gab, als man brauchte. Und über einen selbsternannten »Weltenwanderer der Liebe« im geteilten Berlin – der aus guten Gründen nicht gerade scharf ist auf eine Veränderung der politischen Verhältnisse.

»Eine so muntere wie detailgenaue Ost-West-Komödie« WAZ



**FRANK GOOSEN**  
**KEIN WUNDER**  
ROMAN  
KIEPENHEUER & WITSCH

Gebunden  
€ (D) 20,-  
Auch als E-Book  
verfügbar

**Termine:** 20.3. Berlin | 22.3. Leipzig | 26.3. Osnabrück | 27.3. Hamburg | 28.3. Bremen | 2.4. Düsseldorf | 4.4. Duisburg | 10.4. Nürnberg | 11.4. Stuttgart | 30.4. Herne | 2.5 Dorsten | 6.5. Münster | 8.5. Ratingen | 9.5. Leverkusen | 14.5. Bielefeld | Weitere Termine unter: [www.kiwi-verlag.de/keinwunder](http://www.kiwi-verlag.de/keinwunder)



# Das Privileg der Distanz

Sind LGBTIQs die Identität des Widerstands? Für den Philosophen Luis Alegre sind sie auf jeden Fall die Avantgarde, die der Mehrheitsgesellschaft jene Freiheit vorlebt, die sie sich verbietet

Von Martin Reichert

Warum eigentlich müssen sich heterosexuelle Männer schmerzhaft auf die Schulter hauen, wenn sie doch eigentlich ihre gegenseitige Zuneigung zum Ausdruck bringen möchten? Und muss das immer so bleiben? Der spanische Philosophieprofessor Luis Alegre, Mitbegründer

der Partei Podemos, sagt: Nein. Wenn sich die Mehrheitsgesellschaft auch weiterhin an den Homosexuellen orientiert, der Avantgarde, die schon längst in Freiheit lebt, ganz ohne heterosexuelle Zwangsmatrix. Auf eben jene akademische Prunksprache, bekannt aus der Gender- und Queerforschung, verzichtet Alegre in seinem „Lob der Homosexualität“, das nun im C.H. Beck-Ver-

lag anlässlich des anstehenden Jubiläums „50 Jahre Stonewall“ erschienen ist, übersetzt aus dem Spanischen. Alegre betet auf seinen rund 215 Seiten auch nicht bloß Judith Butler herunter sondern beruft sich vor allem auch auf Sigmund Freud, argumentiert mal mit Schlagertiteln und mal mit Kant, um sein Anliegen deutlich zu machen. Dabei entgeht er der großen

Schicksalsfrage „natürlich oder konstruiert“ mit verblüffender Eleganz: Am Ende sei das doch gar nicht so wichtig. Vielmehr geht es ihm um ein gelingendes Leben für alle: Alegre, der Protestpartei-Begründer, möchte die Mehrheitsgesellschaft befreien, die sich trotz einigen Wandels zum Besseren noch immer eingekastelt sieht in feste Formen von Weiblichkeit und Männlichkeit. Heterosexuelle Männer und Frauen befänden sich in festen Waben, während Homosexuelle diese schon recht früh (und gezwungenermaßen) sprengten, und sich von nun an frei zwischen verschiedenen Waben bewegen könnten. Bei Heteros dagegen werde schon mit der Aussprache des Satzes „Wir sind verlobt“ ein ganzes Programm heruntergeladen, inklusive Schwiegereltern, Urlaub und Sitzverteilung im Auto.

### Egalität des Darkrooms

Wie bei modernen Neuwagen würden Männlichkeit und Weiblichkeit nur in „Paketen“ angeboten und das Leben verlief weitestgehend auf Schienen: „In der Tat überkommt einen eine gewisse Rührung, wenn man sieht, wie sich fast alle Heteros mit Leib und Seele der Ausführung eines Rezepts verschrieben haben, dessen Urheber sie nicht sind.“ Im Gegensatz sei den Homosexuellen, der Unterdrückung und der Nichtzugehörigkeit sei Dank, das Privileg der Distanz geschenkt worden, inklusive einer gewissen Narrenfreiheit: „Es besteht immer eine Distanz zu der Person, die wir sind.“ Ganz gut beschreibt Alegre, wie LGBTIQ zumeist schon in der Schule (und häufig gewaltsam) mit der Frage „Was bist du eigentlich“ konfrontiert werden und sich von da an gezwungen sehen, eigene Antworten zu finden, eigene Wege zu gehen. Was Freiheit bedeutet, aber auch ganz schön anstrengend sein. Nun wurde Luis Alegre aber damit beauftragt, ein Lob der Homosexualität zu verfassen und nicht, deren Qualen zu schildern. So skizziert er die Devianz als Vehikel der Freiheit – und von der könnten sich Heteros vor allem im sexuellen Bereich ruhig etwas abschneiden. Denn während sich in Fragen der Liebe auch die Homos mangels Alternativen irgendwo zwischen Shakespeare und Hollywood herumquälen müssten, hätten sie in Fragen der Sexualität Pionierarbeit geleistet. Die Sexualität von der Fortpflanzung trennen und sie als etwas eigenständiges begreifen – für den Homosexuellen sei der Sex eine Kathedrale, die er selbst gestalte. Man habe eine bessere Lösung gefunden für den Umgang mit Thanatos und kümmere sich eben auch um die „B-Seite“, die im heterosexuellen Leben meist nur in Form von Prostitution vorkomme. Alegre preist die Egalität des Darkrooms, die Außerkraftsetzung der Zeit auf schwulen Sexparties („ob mit Chems oder Kaffee“) – und ist Gott sei Dank ehrlich genug einzuräumen, dass er von weiblicher Sexualität eigentlich keine Ahnung hat. Anmaßend ist Alegre nicht, auch wenn sein „Lob der Homosexualität“ auf manchen so wirken könnte. Denn „Heteros sind Heteros wie Pinguine Pinguine sind“ und ihr „Verhältnis zur Heterosexualität wie der Stein zur Schwerkraft“ – es gibt dazu keine Reflexion, und genau das wird auch diesem bei aller Zuspitzung und Vereinfachung ziemlich klugen, vermittelndem Buch zum Verhängnis werden. In Form von Desinteresse. Schade eigentlich.

Liebe in den 80ern. Die gestärkten Hemdkragen waren schon etwas gelockert, aber homosexuelle Liebe laut Paragraf 175 des Strafgesetzbuch immer noch strafbar  
Foto: Davis Baltzer



**Luis Alegre:** „Lob der Homosexualität“. Aus dem Spanischen von Thomas Schulz, C.H. Beck, München 2019, 220 S., 18 Euro

Anzeige

Das Dorf, der Garten, der Liebhaber und sein Knecht. Eine Städterin zwischen Bienen und Blumen.

Interview mit der Autorin

LESEPROBE

circa 315 Seiten, gebunden, mit Schutzumschlag  
ISBN 978-3-95757-709-2

Matthes & Seitz Berlin





Windhoek, Namibia: Straßenszene während des Karnevals 2016  
Foto: Thomas Dworzak/ Magnum Photos/ Agentur Focus

# „Der“ afrikanische Mensch

## Felwine Sarrs „Afrotopia“ ist ein Pamphlet für ahnungslose Kulturalisten

Von **Andreas Fanizadeh**

In Namen von europäischen Kolonialregimen wurden schwere Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen. Wie etwa von Deutschen 1904 bis 1908 im heutigen Namibia, als die dortigen kaiserlichen „Schutztruppen“ den Genozid an Nama und Herero begingen. Doch sollten moralisierende Täter-Opfer-Formeln nicht den Blick auf die Details der Geschichte verstellen. Der europäische Kolonialismus hat sehr unterschiedliche Modelle hervorgebracht. Und er war in seiner Gesamtheit seit der um 1500 einsetzenden Phase der Globalisierung kein im biologistischen Sinne rein europäisches Konstrukt. Seine Durchsetzungsfähigkeit verdankte er auch den internen Widersprüchen und Konkurrenzen vorgefundener indigener Herrschaftssysteme.

Genauer zurückzuschauen ist heute eine große Chance. Zumindest die Demokratien wollen mehrheitlich ohne patriotischen Überlegenheitskult agieren. Das macht sich auch in der aktuellen Debatte um teilweise geraubte koloniale Güter in den Museen bemerkbar. Lange zögerte man in der westlichen Welt, sich mit deren Erwerbskontext zu beschäftigen. So ist man größtenteils aus eigenem Versäumnis in eine Situation geraten, in der nun viele den ethnologischen Sammlungen insgesamt misstrauen. Neben der überfälligen Kritik schlägt so auch die Stunde postkolonialer Populisten. Sie legen wie die französische Kunsthistorikerin Bénédicte Savoy und ihr senegalesischer Mitstreiter Felwine Sarr nahe, alles in den europäischen Sammlungen sei geraubt und solle daher am besten gleich an die früheren Herkunftsländer zurückgehen.

Doch mit formelhaften Schwarz-Weiß-Behauptungen würde man die Türen für einen nachhaltigen Austausch eher zuschlagen als für die Zukunft öffnen. Man würde, wie Felwine Sarrs Schrift „Afrotopia“ zeigt, überkommenen Abgrenzungen und Nationalismen verhaftet bleiben. Der 1972 geborene Sarr lehnt als einer der Stichwortgeber Savoy nicht nur Begriffe wie „Entwicklungshilfe“ ab (was noch nachvollziehbar ist, da sie ideologisch imprägniert sind). Er propagiert gleich ein völkisch-afrozentristisches Gegenmodell. „Jedes weitertreibende Nachdenken über den afrikanischen Kontinent muss dem

Anspruch einer absoluten intellektuellen Souveränität genügen“, schreibt er. Die „absolute Souveränität“ sucht er in „Afrotopia“ in kulturellen Praktiken vor 1500. Denn nur vor der damals einsetzenden Globalisierung lägen Wissenstraditionen, die frei vom Denken des Westen sein sollen.

Sarr sieht sämtliche der (so unterschiedlichen) Probleme heutiger afrikanischer Staaten durch äußere Einflussnahme und Fremdbestimmung bedingt. „Anstelle einer Stärkung des Originellen, der charakterlichen Besonderheiten der Völker“ sei es „zur Verordnung eines einheitlichen Modells“ gekommen, schreibt er, inklusive „monströser Strukturen einer erbarmungs-

### „Der Homo africanus ist kein Homo oeconomicus im strengen Sinn“

Felwine Sarr

losen globalen Wirtschaftsordnung.“ Mit solch antikapitalistisch klingender Rhetorik täuscht er links an, um rechts abzubiegen: „Der afrikanische Mensch der Gegenwart ist hin- und hergerissen zwischen einer Tradition, mit der er nicht mehr vertraut ist, und einer Moderne, die ihn von außen befallen hat wie eine zerstörerische, entmenslichende Gewalt.“ So formulieren das in Europa die Rechtspopulisten, nur in Abwehr von Einflüssen aus den Migrationen des Südens. Ersetzte man in Sarrs Wortlaut das Wörtchen „afrikanische“ durch „sächsische“, der AfD würde es gefallen.

All die historischen Widersprüche und Konkurrenzen, die vor Ankunft der Europäer unter den afrikanischen Nationen und Gruppen herrschten, interessieren Sarr nicht. Sie passen nicht in das Muster der panafrikanischen Erweckungslehre, nach der alles Böse aus „dem“ Westen kam, man folglich nur zu den paradiesischen Urzuständen zurückkehren müsse. Unbescheiden beansprucht er, für über 50 Nationen auf dem Kontinent zu sprechen: „Der afrikanische Mensch spürt, dass man ihn mit Haut und Haar unvermittelt in eine Weltordnung gestürzt

hat, die sein Schicksal erschüttert. Er muss dieses Schicksal neu erfinden und auf eine Höhe führen, die jenem Einsatz angemessen ist, den er selbst bestimmt hat.“ Sarr zitiert auch Frantz Fanon von 1961. Doch wo stünde Fanon heute? Bei den neuen „Verdammten dieser Erde“ auf den Straßen Algiers oder bei jenen, die seit der Unabhängigkeit von Frankreich dort durchregieren und auf das „Volk“ schießen lassen?

Das wäre eine Überlegung wert gewesen. Stattdessen pures Ressentiment: „Die Westlichkeit Afrikas ist seit seiner Kolonisierung im Gange: Amtssprachen, Bildungssysteme, Verwaltung, Wirtschaftsordnung und Institutionen haben auf dem afrikanischen Kontinent allesamt westliche Formen angenommen.“ Will Sarr tatsächlich die Qualität demokratischer Gesellschaftsformen etwa danach beurteilen, ob sie ein Grieche, Römer oder Senegalese formuliert hat? „Der Homo africanus ist kein Homo oeconomicus im strengen Sinn“, sagt Sarr weiter. „Die Motive seiner Entscheidungen sind geprägt von Logiken der Ehre, der Umverteilung, der Subsistenz und der Gabe beziehungsweise Gegengabe.“ Die heile Welt der Urahnen, sie ist eine kitschige Vorstellung trotz des europäischen Kolonialismus. „Die traditionellen afrikanischen Gesellschaften zeichneten sich dadurch aus, dass Produktion, Verteilung und Güterbesitz von einer Sozialethik bestimmt waren, deren Ziel darin bestand, allen die Grundlagen des Lebens zu garantieren.“ Würde er anfügen, „allen, bis auf jene, mit denen man verfeindet war“, käme er der Sache deutlich näher. Denn nicht einmal der – verbrecherische – Sklavenhandel wäre ohne Mitwirkung von Afrikanern möglich gewesen.

Sich der Verantwortung und Schuld kolonialer Verbrechen zu stellen, heißt noch lange nicht, die globalisierten und gemischten Realitäten rückgängig machen oder ignorieren zu wollen. Der Karneval im namibischen Windhoek gehört heute ebenso zum Straßenbild wie der von Notting Hill in London. Es sind die zwei Seiten einer kosmopolitischen Medaille, die jedoch bei europäischen Populisten wie afrozentristischen Chef-Intellektuellen gleichermaßen schlecht im Kurs stehen.



Felwine Sarr: „Afrotopia“. Übersetzung von Max Henninger. Matthes & Seitz, Berlin 2019, 176 S., 20 Euro

Jetzt bestellen oder als Abopremie sichern.  
Erscheinungstermin: 28. Mai 2019

[atlas-der-globalisierung.de](http://atlas-der-globalisierung.de)

Der Mabuse-Verlag auf der Leipziger Buchmesse  
Besuchen Sie uns in Halle 3, H 103

Paula Kuitunen  
**Mein Tabulu**  
Ein Kinderfachbuch über Angst und Angststörungen  
56 Seiten, geb., 14,95 Euro  
ISBN 978-3-86321-430-2

Das Buch hilft Eltern und ErzieherInnen dabei, mit Kindern über Angst und Angststörungen zu sprechen. Fachliche Ratschläge dazu gibt der Diplom-Psychologe Sören Kuitunen-Paul. Für Kinder ab 6 Jahren.

Lesung: am 24.3. ab 11 Uhr im Forum Sach- und Fachbuch (Halle 3, H 300)

[www.mabuse-verlag.de](http://www.mabuse-verlag.de)

Die Unabhängigen

Leseforum  
Halle 5 H309

Ein Projekt der Leipziger Buchmesse und der Kurt Wolff Stiftung.

Leipziger Buchmesse

Mit freundlicher Unterstützung durch taz der Freitag

neue

Kuratiert von Barbara Weide

Zum fünften Mal!

Schön, klug, unwiderstehlich. Bücher unabhängiger Verlage aus Deutschland, Österreich und der Schweiz.

[www.leipziger-buchmesse.de](http://www.leipziger-buchmesse.de)

[www.kurt-wolff-stiftung.de](http://www.kurt-wolff-stiftung.de)

taz genossenschaft

JE V EU X

Demokratische Gesellschaften brauchen eine unabhängige Presse

die genossenschaft taz

Setzen Sie ein Zeichen für Meinungsvielfalt und gegen Meinungsmache. Werden Sie Mitglied der taz Genossenschaft. Mit einer Einlage ab 500 Euro (wahlweise auch in 20 Raten zahlbar) können Sie MiteigentümerIn werden.

[geno@taz.de](mailto:geno@taz.de) | T (030) 25 90 22 13 | [www.taz.de/genossenschaft](http://www.taz.de/genossenschaft)

RM | SEITERN



# Ein Tanz über den Schlund

Entheimatete, Entfesselte und Emanzipierte: Vor allem mit Blick auf die Erfahrungen von Frauen gelingt es Harald Jähners „Wolfszeit“, verdrängte Aspekte der unmittelbaren Nachkriegszeit zu beleuchten

Von **Ulrich Gutmair**

Auf Seite 179, im Kapitel „Liebe 47“ von Harald Jähners „Wolfszeit“ steht ein Satz, der die Entwicklung der ersten zehn Nachkriegsjahre zusammenfasst: „Die Atmosphäre verhärtete sich im gleichen Maß, in dem sich das Leben normalisierte.“ In ihrem Schlager „S.O.S. Ich suche dringend Liebe“ sang Ingrid Lutz 1946 noch: „Ich möchte dringend küssen, ich muss es heute noch wissen.“ Das illustriert Jähners Befund, dass sich nach 1945 eine beinahe anarchische Lust auf Leben Bahn brach, die erst allmählich dem Bedürfnis nach Sicherheit und Ordnung Platz machen musste.

Harald Jähner war bis 2015 Feuilletonchef der *Berliner Zeitung* und ist Honorarprofessor für Kulturjournalismus an der Universität der Künste Berlin. Das merkt man seinem Buch über „Deutschland und die Deutschen 1945–1955“ an: Es ist sehr gut geschrieben und eine Kulturgeschichte im besten und weitesten Sinn. Jähner arbeitet mit vielen, zum Teil bekannten Quellen und Sekundärliteratur. Er zeigt, dass man durch Tagebücher, Romane, Filme, Gedichte und Lieder mindestens so viel über eine Ge-

sellschaft erfahren kann wie durch Statistiken und Parteiprogramme.

Jähner hat sein Buch in zehn Kapitel unterteilt. Anfangs geht es um die Trümmerbeseitigung und um die 40 Millionen „Displaced Persons“ und andere „Entheimatete“, also Insassen von Konzentrationslagern, nach Deutschland verschleppte Zwangsarbeiter, Ausgebombte und Vertriebene. Letztere beschreibt Jähner als „Agenten der Modernisierung“, die das „Ferment einer Entprovinzialisierung“ bildeten.

„Wolfszeit“ handelt vom Plündern, Stehlen und Hamstern, vom Schwarzhandel „als radikalisierte Markterfahrung“, von der Währungsreform und vom VW Käfer. Das Buch erzählt uns über die Liebe zu Comics und den Kampf gegen solchen „Schmutz und Schund“. Es widmet sich alliierten Entnazifizierungsmaßnahmen, Nierentischen und Beate Uhse's „Versandgeschäft für Ehehygiene“.

Schließlich geht es ihm um die Verdrängung der Naziverbrechen als „Medium der Verwandlung unserer Nachkriegsbevölkerung in die Bürgerschaft der Bundesrepublik“, wie der Philosoph Hermann Lübbe 1983 schrieb.

Der Titel „Wolfszeit“ bezieht sich auf die Phase des Übergangs nach

den Verheerungen des Krieges. In dieser „Niemandszeit“, wie sie die Zeitgenossen auch nannten, schien „der Mensch dem Menschen zum Wolf“ geworden zu sein. Doch in seiner Betrachtung der „Stunde null“ übt Jähner Kritik an dieser Perspektive. Gewöhnlich tauche die Erinnerung die Vergangenheit in umso milderem Licht, je länger sie her sei, schreibt er. Im Fall der Nachkriegszeit sei es umgekehrt: „Sie wurde im Rückblick immer düsterer. Ein Grund dafür liegt in dem verbreiteten Bedürfnis der Deutschen, sich als Opfer zu sehen.“

## Tanzwut und Elend

Wie wild entschlossen direkt nach dem Krieg gefeiert wurde, zeigt Jähner im Kapitel „Tanzwut“. Allein die Zahl der Berliner Tanzlokale im Sommer 1945, die Jähner auflisten kann, ist beeindruckend. „Unser Juppheidi und unsere Musik sind ein Tanz über den Schlund, der uns angähnt“, schrieb Wolfgang Borchert 1947.

Nicht allen war nach Feiern zumute, konstatiert Jähner, aber: „Die Schuld, die die Deutschen auf sich geladen hatten, war selten der Grund für die Empfindung, Spaß sei hier fehl am Platz; es war meist das eigene Elend, das die Laune vergällte, der Gedanke an den Mann in



Flucht durch Berlin Foto: Fred Ramage/Hutton Archive/getty images

Gefangenschaft oder die Trauer um die gefallenen Angehörigen.“

Vor allem im ersten Teil seines Buchs, der deswegen der sozialpsychologisch interessantere ist, nimmt Jähner immer wieder die Perspektive der Frauen ein. Seine steilste These ist als rhetorische Frage getarnt: Ob die Massenvergewaltigungen durch Rotarmisten nicht eine „traumatische Begegnung mit Invasoren“ war, „die die Menschen über Generationen hinweg im Osten verschlossener werden ließ als im Westen“? Argwohn habitualisiere sich.

Jähner widmet sich aber weniger den Gewalterfahrungen als den Liebesverhältnissen in einer Gesellschaft, in der ein Frauenüberschuss herrschte, weil viele Männer nicht überlebt hatten oder sich noch in

Gefangenschaft befanden. Die Zurückgekehrten waren oft traumatisiert und kamen nicht damit klar, dass die Frauen gelernt hatten, autonom zu handeln – oder gar ihr Begehren nach lässigen GIs auch als „Protest gegen die deutsche Vergangenheit“ auslebten, wie Annette Brauerhoch es formulierte.

Die Nationalsozialisten hatten ein reaktionäres Frauenbild durchgesetzt, die Realität hatte viele Frauen emanzipiert. Nun wurde das Rad in Westdeutschland zurückgedreht: „In vielen Bundesländern wurden weibliche Beamte, die mit männlichen verheiratet waren, aufgrund ihrer guten Versorgungslage aus dem Dienst entlassen – vorgeblich auch zum Wohl der Kinder und einer ‚gedeihlichen Familienatmosphäre‘.“



**Harald Jähner:** „Wolfszeit. Deutschland und die Deutschen 1945–1955“. Rowohlt Berlin 2019, 480 S., 26 Euro

## taz studio

### Unser Programm zur Buchmesse Leipzig 2019 in Halle 5 | H 408

#### Donnerstag, 21. März

##### 11.00 Uhr | „Die Kommune der Faschisten“

Kersten Knipp (wbG Theiss) 1919 besetzen Freischärler unter der Führung von Gabriele D'Annunzio eine kroatische Stadt und errichten dort die Republik von Fiume. Moderation: Willi Vogelpohl

##### 11.45 Uhr | „Milchzähne“

Helene Bukowski (Aufbau) Ein Debüt von traumwandlischer Schönheit und eine Zukunftsvision voller aktueller Brisanz. Moderation: Malaika Rivuzumwami

##### 12.30 Uhr | „Lasst uns länger arbeiten!“

Alexander Hagelüken (Droemer Knauer) Ein provokatives Debattenbuch zur gesellschaftlich brisanten Frage nach der Rente. Moderation: Barbara Junge

##### 13.15 Uhr | „Zeitenwende 1979“

Frank Bösch (C. H. Beck) Ein brillantes Panorama über ein Schlüsseljahr der Weltgeschichte und seine Folgen für Deutschland. Moderation: Tania Martini

##### 14.00 Uhr | „Alles könnte anders sein“

Harald Welzer (S. Fischer) Früher war die Zukunft besser, heute scheint daran keiner mehr zu glauben. Muss das so sein? Moderation: Peter Unfried

##### 14.45 Uhr | „Weg“

Doris Knecht (Rowohlt) Spannender Roman, der zwei Fremde auf eine gemeinsame Mission mit unsicherem Ausgang schickt. Moderation: Andreas Fanizadeh

##### 15.30 Uhr | „Bienenleben“

Sarah Wiener (Aufbau) Die bekannte Köchin nimmt uns mit auf eine abenteuerliche Reise durch den Lebenszyklus von Bienen. Moderation: Peter Unfried

##### 16.15 Uhr | „Kein Wunder“

Frank Goosen (KiWi) Sommer 1989. Wunderbare Komödie über eine Zeit, als es mehr Deutschlands gab, als man brauchte. Moderation: Doris Akrap

##### 17.00 Uhr | „Missouri“

Gregor Hens (Aufbau) Die Geschichte einer ersten großen Liebe, die im Scheitern ein Leben unwiderruflich prägt. Moderation: Barbara Junge

## FUTURZWEI Zukunftsgespräch

Galerie KUB Leipzig, Kantstr. 18

##### 19.00 Uhr | „Alles wird gut“

Autoritäre Gegenrevolte, Erderhitzung, soziale Spaltung, Diskriminierung von Frauen – und von Sachsen: Vieles ist schlimm, aber Jagoda Marinic und Harald Welzer lamentieren nicht über die bösen Anderen, sondern sagen, wie wir es besser machen.

Harald Welzer, Sozialpsychologe und Autor von „Alles könnte anders sein“, und Jagoda Marinic, Schriftstellerin und Autorin von „Sheroes. Neue Heldinnen braucht das Land“, im Gespräch mit taz FUTURZWEI Chefredakteur Peter Unfried.

#### Freitag, 22. März

##### 10.15 Uhr | „Jugend – Pop – Kultur – Eine transnationale Geschichte“

Bodo Mrozek (Suhrkamp) Analyse eines popkulturellen Wandels, der sich in den 1950er und 60er Jahren vollzog. Moderation: Ulrich Gutmair

##### 11.00 Uhr | „Angst essen Freiheit auf“

Sabine Leutheusser-Schnarrenberger (wbG Theiss) Sind wir dabei, das Grundgesetz und unsere Grundrechte auf dem Altar der Sicherheit zu opfern? Moderation: Jan Feddersen

##### 11.45 Uhr | „Wo wir zu Hause sind“

Maxim Leo (KiWi) Wahre Geschichte einer jüdischen Familie, deren Nachkommen aus dem Exil nach Berlin zurückfinden. Moderation: Klaus Hillenbrand

##### 12.30 Uhr | „Feminismus Revisited“

Erica Fischer (Berlin Verlag) Oft wird behauptet, der Feminismus habe sich erübrigt. Das Gegenteil ist der Fall. Moderation: Katrin Gottschalk

##### 13.15 Uhr | „Sheroes“

Jagoda Marinic (S. Fischer) Nutzen wir die Chance, offen über Männer und Frauen, über Rollenbilder und Macht zu reden. Moderation: Georg Löwisch

##### 14.00 Uhr | „Wolfszeit. Deutschland und die Deutschen 1945–1955“

Harald Jähner (Rowohlt) Die große Mentalitätsgeschichte der Nachkriegszeit zeigt die Deutschen in ihrer ganzen Vielfalt. Moderation: Jan Feddersen

##### 14.45 Uhr | „Alte weiße Männer“

Sophie Passmann (KiWi) Ab wann ist man ein alter weißer Mann? Und kann man vielleicht verhindern, einer zu werden? Moderation: Peter Unfried

##### 15.30 Uhr | „Die psychotische Gesellschaft“

Ariadne von Schirach (Klett-Cotta) Man könnte meinen, die Welt wäre verrückt geworden. Was ist, wenn das tatsächlich stimmt? Moderation: Tania Martini

##### 16.15 Uhr | „Rabenvater Staat“

Jenna Behrends (dtv) Plädoyer für eine Familienpolitik, die Eltern etwas zutraut, gerecht ist und zum echten Leben passt. Moderation: Katrin Gottschalk

##### 17.00 Uhr | „M“

Anna Gien und Marlene Stark (Matthes & Seitz) Protokoll einer Ermächtigung des eigenen Körpers und Bericht über die Ausbeutung im Kunstbetrieb. Moderation: Ulrich Gutmair

#### Samstag, 23. März

##### 10.15 Uhr | „Zornfried“

Jörg-Uwe Albig (Klett-Cotta) Satire über die neu-rechten Bewegungen und über die Medien, die sie sensationsfreudig begleiten. Moderation: Doris Akrap

##### 11.00 Uhr | „Lieber woanders“

Marion Brasch (S. Fischer) Toni und Alex kennen sich nicht und sind doch auf verhängnisvolle Weise miteinander verbunden. Moderation: Anja Mierel

##### 11.45 Uhr | „Sonst kriegen Sie Ihr Geld zurück“

Tomer Gardi (Droschl) Ein arbeitsloser Schriftsteller scheitert auf dem Amt an der Jobbezeichnung und ersinnt einen Deal. Moderation: Doris Akrap

##### 12.30 Uhr | „Willkommen im Café Zahav“

Kirsten Grieshaber (Bastei Lübbe) Komisch, überraschend, manchmal schockierend: das Leben einer normalen deutsch-israelischen Familie. Moderation: Klaus Hillenbrand

##### 13.30 Uhr | „Personenkontrolle – Leute von heute in lichten Gedichten“

Thomas Gsella (Kunstmann) Ein lyrischer Vergleich von Äußerungen und Taten großer Leute mit den Werten des Abendlands. Moderation: Michael Ringel

##### 14.00 Uhr | „Das Wahrheitklubtreffen“

u. a. mit: Michael Ringel und Tom Körner alias ©TOM. Motto: „Knödel und Knollen, bis es tschechisch kracht!“

##### 14.45 Uhr | „Einsame Weltreise“

Alma M. Karlin (Aviva) Weltreise einer deutsch-slowenischen Schriftstellerin, die ab 1919 über fünf Kontinente führt. Moderation: Doris Akrap mit Jerneja Jezernik und Britta Jürgs

##### 15.30 Uhr | „Hier draußen an der Grenze“

Tobias Müller (VSA) Reportagen über die Auswirkungen von Migrationspolitik an den europäischen Außengrenzen. Moderation: Jan Feddersen

##### 16.15 Uhr | „Newtons Gespenst und Goethes Polaroid“

Mathias Bröckers (Westend) Goethes Natur-Erkenntnisse waren ihrer Zeit voraus. Für die Zukunft sind sie relevanter denn je. Moderation: Helmut Höge

##### 17.00 Uhr | „Das Politische ist persönlich – Tagebuch einer ‚Abtreibungsärztin‘“

Kristina Hänel (Argument) Tagebuch der Ärztin, die Galionsfigur in der Debatte zum Recht auf Schwangerschaftsabbruch wurde. Moderation: Dinah Riese

#### Sonntag, 24. März

10.00–12.30 Uhr | „Lesemarathon: Hast Du's schon gelesen?“ mit Susanne Sigmund Neue Bücher und Graphic Novels zum Selberstöbern für Kinder und Jugendliche von 2 bis 16 Jahren.

13.30–15.30 Uhr | „Ganz ‚normale‘ Comic-Helden“ mit Aisha Franz. Zeichne einen Comic über deinen abenteuerlichen Alltag und werde selbst zum Comic-Helden! Workshop für Kinder von ca. 6 bis 13 Jahren. Anmeldung am taz Stand empfehlenswert!



Trump hat die Unterscheidung von Frauen in *nasty* und *hübsch* auf die Spitze getrieben  
Foto: Sam Simmonds/  
Polaris/laif



# „Misogynie ist die Exekutive des Patriarchats“ Weniger Sexismus, aber mehr Frauenhass? Kate Manne über die Rolle „schlechter Frauen“



**Kate Manne:** „Down Girl. Die Logik der Misogynie“. Aus dem Englischen von Ulrike Bischoff. Suhrkamp Verlag, Berlin 2019, 500 S., 32 Euro

Interview **Patricia Hecht**

**literataz:** Frau Manne, Sie erwähnen in Ihrem Buch, dass die deutsche Kanzlerin Angela Merkel „Mutti“ genannt wird. Hat diese Verniedlichung etwas mit Misogynie zu tun?

**Kate Manne:** Ich bin vorsichtig, wenn es um soziale Interpretationen kultureller Kontexte geht, in denen ich keine Insiderin bin. Aber ja, möglicherweise hat sie etwas damit zu tun. „Mutti“ ist eine sehr vertraute Ansprache, was etwas Sexistisches haben kann. Der Kontext, in dem ich über diese Ansprache nachgedacht habe, war die Gewohnheit in den USA und auch in meinem Heimatland Australien, Politikerinnen nur beim Vornamen zu nennen.

**Was ist daran misogyn?**

Bei Hillary Clinton mag der Vorname noch einen gewissen Sinn gehabt haben, um sie von Bill Clinton zu unterscheiden. Aber im Fall von Julia Gillard, der ersten australischen Premierministerin, gab es diesen rationalen Grund nicht. In ihrem Fall war man offenbar nicht bereit, auf die respektvolle Form zu bestehen, sondern schlug einen unangemessen persönlichen Ton an.

**Misogynie wird im allgemeinen Sprachgebrauch als Hass gegen Frauen verstanden, als etwas, was Männer fühlen. Sie definieren sie nun aber als Erfahrungen wie diese, die Frauen machen. Warum wechseln Sie die Perspektive?**

Es gibt eine naive, lexikalische Definition von Misogynie, mit der man leicht der Versuchung erliegen kann, Misogynie psychologisch zu interpretieren – als ein Gefühl im Herzen von Männern. Ein Problem mit dieser Definition ist, dass Misogynie damit sehr selten vorkäme.

**Warum?**

Weil Frauen in einem patriarchalen System dahingehend sozialisiert sind, zu dienen, zu gefallen und gemocht zu werden. Es würde überraschen und hätte psychologisch wenig Sinn, wenn Männer in einer solchen Kultur für wirklich

jede Frau Hass empfinden würde. Zudem können wir kaum wissen, welche Emotion eine Person wirklich empfindet. Aus der Perspektive der Zielobjekte, der Frauen, wäre Misogynie mit dieser naiven Definition sehr schwer erkennbar.

**Was also ist Misogynie für Sie?**

Ich schlage eine stärker opferzentrierte Konzeption vor, die sich mit der Feindlichkeit und dem Hass auseinandersetzt, der Frauen entgegenschlägt.

**Ist der nicht schlicht eine Ausprägung von Sexismus?**

Sexismus und Misogynie hängen eng zusammen. Ich verstehe Sexismus als die Glaubenssätze, die versuchen, die untergeordneten Positionen von Frauen zu rechtfertigen. Sexismus stellt Geschlechterunterschiede als naturgegeben hin, seine Ideologie besteht aus Annahmen oder Klischees wie dem, dass Frauen generell fürsorglicher seien als Männer. Misogynie hingegen setzt das System durch: Sie ist die Exekutive des Patriarchats.

**Sie schreiben, in patriarchalen Gesellschaften gebe es eine ungleiche, gendergeprägte Ökonomie von Geben und Nehmen. Von einer Frau wird erwartet, sozial zu sein, sexuell zur Verfügung zu stehen, Bewunderung zu geben, dankbar zu sein. Demgegenüber genießt ein Mann bestimmte Privilegien: Ihm stehen Autorität und Macht zu. Wie kann sich Misogynie dabei konkret äußern?**

Misogynie kann so vielfältig sichtbar werden, dass es fast schwer fällt, sie zu katalogisieren. Wenn eine Frau zum Beispiel in einem Meeting sehr geradeheraus ist und eine Idee pushen will, die ein männlicher Kollege nicht teilt, kann sich Misogynie schlicht darin äußern, dass der Frau das verübelt wird, dass dieser oder ein anderer Kollege sie zurückweist, dass sie als aggressiv wahrgenommen wird. Vielleicht macht man sich über ihren Charakter lustig, vielleicht äußert sich Misogynie an dieser Stelle nur als etwas Subtiles, Unangenehmes – aber es kann bis hin zu sexualisierter oder häuslicher Gewalt gehen.

**Können wir Bürosituationen wirklich mit sexualisierter Gewalt vergleichen?**

Natürlich gibt es sehr große Unterschiede in der Frage, wie ernst und verletzend diese Formen von Misogynie sind. Aber die gemeinsame Bedrohung liegt darin, eine Frau dafür zu bestrafen, in irgendeiner Form aus der Reihe zu tanzen und patriarchale Normen und Erwartungen zu unterlaufen.

**Ein Beispiel, das Sie schon angesprochen haben, ist Hillary Clinton, die 2016 die Präsidentschaftswahl gegen Trump verloren hat.**

Hillary Clinton wurde sowohl von rechts als auch von links enorm attackiert. Oft wurde ihr gegenüber eine Art moralische Empörung geäußert. Sie wurde als Bitch, als Hexe, als Lügnerin bezeichnet, als nicht vertrauenswürdig und nicht authentisch, als fies, falsch und nicht warmherzig.

**Manche sehen als Grund für diese Anschuldigungen ihre Nähe zur Wall Street. Warum soll sie wegen Misogynie die Wahl verloren haben?**

Manche Kritik an Hillary Clinton mag berechtigt gewesen sein. Aber vielfach waren die Anschuldigungen vollkommen aufgeblasen – und das ist Misogynie. Häufig war, was vorgebracht wurde, ätzend und exzessiv verdammend, obwohl viele Menschen auch angesichts ihrer politischen Vorstellungen in ihrem Urteil eigentlich hätten vorsichtiger sein müssen. Auf eine ähnliche Art und Weise wie über Clinton wurde übrigens auch über Julia Gillard gesprochen.

**Wie kommt es, dass trotzdem mehr als die Hälfte aller weißen Frauen, die bei dieser Wahl ihre Stimme abgegeben haben, den offenen misogynen Trump gewählt haben?**

Wir werden daran gewöhnt, loyal zu mächtigen weißen Männern zu sein, indem wir ihre Motive oder ihr Verhalten nicht infrage stellen – auch dann nicht, wenn sie sich, wie in Trumps Fall, sexueller Belästigung oder sogar sexuellen Übergriffen schuldig gemacht haben. Wir lernen, diese Männer zu schützen und ihren Ruf aufrecht zu erhalten, und wir werden bestraft, wenn wir es nicht tun. Für weibliche Solidarität ist das desaströs.

**In diesem Fall, in der Wahlkabine, hätte niemand die Frauen bestrafen können. Niemand hätte gemerkt, wenn sie ihr Kreuz bei Clinton gemacht hätten.**

Das stimmt. Aber wir handeln nach internalisierten moralischen Verpflichtungen, die nicht nur in Situationen greifen, die öffentlich sind. Wenn wir daran gewöhnt sind, eher loyal zu Männern als zu Frauen zu sein, hat das Auswirkungen auch auf unser Verhalten in der Wahlkabine.

**Ist es das, was Sie als „Himpathy“ bezeichnen, als Empathie mit dem männlichen Täter?**

Himpathy ist ein strukturell zumindest sehr ähnliches Phänomen. Frauen zeigen oft einen großen Widerwillen, den sprichwörtlichen „Golden Boy“ für sein schlechtes und misogynies Verhalten verantwortlich zu machen, sie zeigen tat-

sächlich Sympathie eher für ihn als für seine weiblichen Opfer – sogar in Fällen von erwiesenen sexualisierten Übergriffen.

**Das englischsprachige Original Ihres Buchs war bereits geschrieben, als #MeToo entstand. War das nicht eine weibliche Form von Solidarität, die mit Himpathy gebrochen hat?**

Ja, ich glaube, dass die #MeToo-Bewegung ein Beispiel für weibliche Solidarität ist. Erfahrungen wie die, die Frauen dabei öffentlich gemacht haben, sind sehr verbreitet. #MeToo hat das kollektive Bewusstsein dafür geschärft sowie die kollektive Bereitschaft, Frauen zuzuhören, wesentlich verbessert. Wir müssen das zwar als fortlaufenden Kampf verstehen, aber wir können uns nun schon besser auf die Bedürfnisse und Rechte von Opfern konzentrieren, anstatt zu viel Sympathie gegenüber männlichen Tätern zu haben.

**Können wir angesichts solcher Entwicklungen davon ausgehen, dass Misogynie automatisch abnimmt, weil sich Geschlechterrollen auflösen und das Patriarchat zumindest strauchelt?**

Nichts passiert automatisch. Fast die gesamte Geschichte der Menschheit war patriarchal geprägt, nur in der jüngsten Zeit gab es wenig tatsächlichen egalitären Fortschritt. Aber Misogynie ist sehr beharrlich. Wir müssen wachsam sein und weiter kämpfen.

**Was können wir tun?**

Ich wünschte, ich hätte eine bessere Antwort auf diese Frage. Wir brauchen Wissen und konzeptuelle Werkzeuge, um Misogynie zu erkennen und zu benennen, so dass sie nicht mehr gelehrt werden kann. Nur so können wir uns ihr letztlich widersetzen. Frauen, Menschen, können durch Wissen empowert werden, Lösungen für viele einzelne und oft alltägliche Situationen misogynen Aggression zu finden. Das ist wichtig – sowohl für die Menschen selbst als auch dafür, dass wir in dieser Hinsicht Fortschritte machen.

**Kate Manne**



Foto: Suhrkamp Verlag

**36,** ist Assistenzprofessorin für Moral- und Sozialphilosophie an der Cornell-Universität in den USA. Sie schreibt für die *New York Times*, *Newsweek* und *The Huffington Post*. Für ihre Forschung wurde sie u. a. mit dem General Sir John Monash Award ausgezeichnet.



## Viel besser als sein Ruf

Ständig wird Vertrauen gegen das Misstrauen gefordert. Ist das richtig?

Von **Julian Weber**

Am 26. September 1983 bekommt Stanislaw Petrow, Kommandant in einem Bunker der sowjetischen Flugabwehr, eine Meldung, die besagt, die USA habe eine Atomrakete mit dem Ziel Sowjetunion auf den Weg gebracht. Petrow leitet die Nachricht nicht weiter, er glaubt an einen technischen Defekt seines Computers. Sein Misstrauen hat die Welt gerettet.

Eine wahre Begebenheit, die der Sozialanthropologe Florian Mühlfried schildert, um die konstitutive Rolle von Misstrauen bei der Willensbildung in Erinnerung zu rufen, aber auch, weil er der Ansicht ist, die Praxis von Misstrauen sei vielfältiger als unser problematisierendes Verständnis von ihr. Im postfaktischen Zeitalter hat Misstrauen Hochkonjunktur. Glaubwürdige Berichte besagen, russische Hacker haben mit gefälschten Social-Media-Konten Desinformation betrieben, um Misstrauen gegen die US-Demokraten zu schüren und den Präsidentschaftswahlkampf 2016 zugunsten von Donald Trump zu beeinflussen.

Von der Bankenkrise über die NSA-Affäre bis hin zum Abgasskandal, Verwerfungen großer Konzerne und fragwürdige Praktiken von Sicherheitsbehörden haben die unbestimmte Angst von BürgerInnen und somit ihr Misstrauen gegenüber der Wirtschaft und den Grundfesten des Staats verstärkt. Demokratie steckt in einer Legitimationskrise, populistische Ideologien sind auf dem Vormarsch. Mühlfried schiebt voraus, Misstrauen sei konstituierend für den modernen demokratischen Staat: Dessen Modell der Gewaltenteilung ist explizit aus einem Misstrauen gegenüber totalitären Herrschaftsinstrumenten entstanden.

In dem Band „Misstrauen. Vom Wert eines Unwertes“ schlüsselt der Hamburger Wissenschaftler überzeugend die unscharfe moralische Kategorie des Begriffs auf. Er stellt anhand einer Spektralanalyse eine Skala von Misstrauen dar: seine nach außen gerichteten – zentrifugalen – und nach innen wirkenden – zentripedalen – Potenziale. Zu starke zentrifugale Kräfte von Misstrauen (etwa im Weltbild islamistischer Terroristen) bedrohen eine Gesellschaft. Mühlfried erscheint die zentripedale Eigenschaft von Misstrauen als „Grundlage für Engagement“ dagegen demokratiefördernd, etwa von einer NGO, die Bauern Mikrokredite gewährt.

Auf gesellschaftlicher Ebene argumentiert Mühlfried mit dem Soziologen Niklas Luhmann. Misstrauen ist nicht nur das Gegenteil von Vertrauen, sondern auch sein funktionales Äquivalent. „Im Namen der Demokratie Vertrauen zu fordern ist paradox, denn die Praxis Demokratie schließt Misstrauen ausdrücklich ein.“ Heute habe der Diskurs um Vertrauen allerdings hegemoniale Züge angenommen. Für die Zukunft prognostiziert Mühlfried, dass Misstrauen zur Überlebenstechnik wird, weil es die Kraft hat, „Herrschaftsverkrustungen aufzubrechen“.

Siri Hustvedt schaut auf LeserInnen, die auf eine Frau, Schriftstellerin, Essayistin und Neurologin blicken  
Foto: P. Matsas-7Opale/Leemage/laif



## Wie männliche Künstler über Frauen nachdenken und das Ich zum Du kommt

Siri Hustvedt arbeitet sich in ihrem neuen Essayband am Pornobegriff von Susan Sontag ab und analysiert Spiegelneuronen

Von **Marlen Hobrack**

**D**ass Männer auf Frauen schauen, sie malen, beschreiben und analysieren oder als Hysterikerinnen diffamieren, ist so tief in unserer Kultur verwurzelt, dass es uns gar nicht mehr auffällt. Da kann eine Frau, die auf Männer schaut, die auf Frauen schauen, nicht schaden. Siri Hustvedt, Autorin von Romanen wie „Die gleißende Welt“, tut es in ihrem neuen Essayband.

Dessen erster Teil bietet den klassischen Inhalt der geisteswissenschaftlichen Essaysammlung: Betrachtungen zu Künstlern, Wahrnehmung und Repräsentation. Und vor allem von Männern, die auf Körper schauen, unter anderem Robert Mapplethorpe, Anselm Kiefer, Wim Wenders und Picasso. Wie männliche Künstler Weiblichkeit konstruieren, um vor dem imaginierten Hintergrund dieser Weiblichkeit ihre eigene Männlichkeit herauszupräparieren, das analysiert Hustvedt auf wunderbare Art.

Man ahnt es bereits, und es wird im Essay über Susan Sontags Betrachtungen zu Pornografie noch deutlicher: Unsichtbare Referenz ist die große amerikanische Essayistin, Susan Sontag eben. Monolithische Figuren muss man stürzen. So weist Hustvedt Sontags mit intellektuellem Dünkel durchsetzten Zugang zur Pornografie, der zu ihrem Kern nicht vordringe, weil er in ihr nur eine niedere ästhetische Form erkenne, zurück.

Ein besonders schöner, augenöffnender Essay – jedenfalls in Bezug darauf, wie Männer auf Frauen schauen – ist „Keine Konkurrenz“, in dem Hustvedt eine Begegnung mit Karl Ove Knausgård schildert. Im Rahmen eines Interviews fragt ihn Hustvedt, warum in seinem giganti-

schen Werk „Kämpfen“, das hunderte Referenzen auf Autoren enthält, nur eine Frau genannt wird: Julia Kristeva. Seine Antwort: Keine Konkurrenz. Die Antwort verfolgt sie. Und sie kommt zu dem Schluss, dass ein männlicher Autor sich in der Konkurrenz zu anderen männlichen Autoren beweist, beweisen muss. Interessanterweise sei Knausgård ein Autor des Gefühls. Er nimmt also keine prototypische männliche Haltung ein (wonach der Mann kalter, rationaler Verstand ist). Aber womöglich ist das der Grund, warum Knausgård sich von den Brontës oder Woolfs dieser Welt abgrenzen muss – wäre er sonst nicht eine von ihnen?

Warum eine Geschichte und nicht die andere? So lautet die Frage eines weiteren Essays. Hustvedt stellt fest,

ren durchlaufen. Und sie unterrichtet Studenten der Neurologie. Daneben veranstaltete sie auch Schreibkurse mit Psychiatriepatienten. In beiden Fällen ist der Ausgangspunkt ihrer Arbeit das Dasein als Romanautorin, die die meiste Zeit ihres Lebens damit verbringt, sich in den Kopf ihrer Figuren zu versetzen und deren Psyche zu beschreiben.

Zugleich ist es die Außenseiterin Hustvedt, die die Metaphern der Neurologie hinterfragt, die vielen Neurologen gar nicht mehr bewusst sind: Hustvedt kritisiert die Prägung der Neurologie auf die Vorstellung vom Gehirn als Computer. Bereits das 19. Jahrhundert kannte Automatentheorien des Körpers, das 20. Jahrhundert, massiv geprägt von der frühen Forschung zu Künst-

ziert werden könnte, eine Absage und verweist auf die Lücken der Intelligenzforschung. Denkende, sich ihrer selbst bewusste Maschinen werden wir wohl nicht erleben, auch wenn die Wissenschaft hierfür immer wieder neue Daten festlegt (jüngst das Jahr 2039, was erstaunlich konkret klingt).

Hustvedt dagegen fokussiert auf die Intersubjektivität als Schlüssel zur Bewusstseinsforschung und ist dabei, ganz erstaunlich, sehr nahe bei Friedrich Nietzsche (vielleicht eher unbewusst). Schon bei Nietzsche nämlich findet sich die Idee, dass Bewusstsein nur als kollektiver Anpassungsprozess zu verstehen sei. Das Bewusstsein, so die Pointe, ist relevant für die Gruppe, nicht für den Einzelnen

Hustvedt wiederum erinnert an die faszinierende Entdeckung der Spiegelneuronen: Wenn ein Mensch seine Hand zum Mund führt, werden Neuronen in seinem Gehirn aktiviert. Im Gehirn des beobachtenden Gegenübers kommt es zu einem spiegelbildlichen Abbild der Neuronenaktivität. Spiegelneuronen könnten der Schlüssel zum Verständnis des Mitempfindens sein. Sind sie es, die Intersubjektivität und die Etablierung des „Du“ in uns ermöglichen?

Hustvedts Essays zeigen, was die Naturwissenschaft verloren hat, als sie das geisteswissenschaftliche Denken strikt vom naturwissenschaftlichen trennte: Da wir alle, unweigerlich, in Metaphern denken, müssen wir uns der untergründig wirkenden Denkmata bewusst sein, um unser eigenes Denken hinterfragen zu können. Die Naturwissenschaft ist blind geworden ausgerechnet für diesen Teil des Denkens. So entgegen der Naturwissenschaft derzeit die Antworten auf die wesentliche Frage, wie das Du ins Ich und das Selbst zum Wissen über das Ich gelangt.



**Siri Hustvedt:** „Eine Frau schaut auf Männer, die auf Frauen schauen. Essays über Kunst, Geschlecht und Geist“. Übers. v. Uli Aumüller und Grete Osterwald. Rowohlt, Hamburg 2019, 258 S., 26 Euro



**Florian Mühlfried:** „Misstrauen. Vom Wert eines Unwertes“, Reclam Verlag, Stuttgart 2019, 88 Seiten, 6 Euro

**Besuchen Sie uns auf der Leipziger Buchmesse in Halle 5 | Stand H408 oder online auf [www.taz.de/buchmesse](http://www.taz.de/buchmesse)**

Jeden Tag spannende Lesungen, ein attraktives Gewinnspiel und druckfrisch: **taz die tageszeitung**

dass es etwas Sublimes gebe, das eine Geschichte richtig oder eben falsch mache. Man spüre, wenn sich etwas zwischen das Unbewusste, das eine bestimmte Geschichte produziert, und das Schreiben schiebe: eine bewusste Barriere, die dazu führt, dass die falsche Geschichte erzählt wird. Ein Autor, der an seiner Geschichte scheitert, scheitert nicht am technischen Vermögen: Er dringe nur nicht zur eigentlichen Geschichte vor.

Noch spannender, vielleicht für viele Leserinnen auch überraschender, sind Hustvedts Essays über Neurologie, Psychiatrie und Geist im zweiten Teil der Sammlung. Hustvedt publiziert seit Jahren in Blättern zur Neurologie, wo ihre Texte das klassische Peer-Review-Verfah-

licher Intelligenz, inkorporierte die Vorstellung, dass das Gehirn lediglich ein besonders komplexer, gewissermaßen lernfähiger Computer sei.

Der Schlüssel zu Denken, Kreativität und Selbst aber ist die Neuroplastizität des Hirns. Vergessen, Verdrängen und Erinnern sind nicht allein in binären Zuständen, im An und Aus der Nervenzellen angelegt. Fortlaufend werden Netzwerkstrukturen umgebaut und aktualisiert. Auch ein Quantencomputer kann sie nicht simulieren.

Hustvedt erteilt dem cartesischen Denken, das zwischen Körper und Geist trennt, wobei der Geist lediglich die Software ist, die der Hardware eingespeichert ist und ebenso gut in anderer Hardware reprodu-